

## Die Reise nach Jerusalem

Die Ausstellung „250 Jahre Jüdisches Krankenhaus Berlin“ geht auf Wanderschaft

Vom Hekdesch zum Hightech – 250 Jahre Jüdisches Krankenhaus Berlin“ heißt das Ausstellungsprojekt, das von Studierenden der Universität Potsdam auf Initiative des Moses Mendelssohn Zentrums durchgeführt wurde und das am 15. Dezember 2006 seinen vorläufigen Abschluss in Berlin fand. Mit einer Finissage, bei der alle Kooperationspartner und Unterstützer zusammenkamen, wurde ein positives Resümee gezogen und voller Erwartung in die Zukunft geschaut, denn die Präsentation der Krankenhausgeschichte in den eigenen vier Wänden war nur die Ouvertüre. In Kisten verpackt wartet die Ausstellung nun auf ihren Auslandseinsatz.

Über die Grenzen Deutschlands hinaus werden in den kommenden Monaten Vergangenheit und Gegenwart des Jüdischen Krankenhauses Berlin an verschiedenen Orten einem breiten Publikum vorgestellt.

Die erste Station wird Jerusalem sein. Im Shaare Zedek Medical Center, einem 1902 von Deutschen gegründeten Krankenhaus unterhalb des Herzl-Berges, wird die Ausstellung vom Brandenburgischen Ministerpräsidenten Matthias Platzeck, der die Schirmherrschaft der Ausstellung übernommen hat, am 26. April 2007 eröffnet. Der Ministerpräsident betonte bei der Übernahme der Schirmherrschaft besonders das Engagement der Potsdamer Studenten, die nunmehr sozusagen in öffentlicher Mission die Universität seiner Landeshauptstadt im Ausland repräsentieren. Die zweite Station wird Tel Aviv sein, wo die Ausstellung auf Einladung des dortigen Bürgermeisters ab 16. Mai 2007 für einen Monat im Rathaus am Rabin-Platz der Tel Aviver Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Die dritte und voraussichtlich letzte Station in Israel ist die Hafenstadt Haifa. Dort wird die Ausstellung im größten Krankenhaus Nordisraels gezeigt. Der nach Maimonides benannte Rambam Health Care Campus wird die Ausstellung ab 21. Juni 2007 für einen Monat im Foyer des Auditoriums den Besuchern zugänglich machen. Die in Israel dreisprachig angelegte Ausstellung wird dort um eine weitere Sprache ergänzt (neben hebräisch, englisch und deutsch auch russisch), denn in Haifa leben neben Beer Shewa die meisten russischen Einwanderer.

Für die Israel-Tournee konnten mehrere Kooperationspartner gewonnen werden, die das Projekt tatkräftig unterstützen. Neben den Ausstellungsorten haben

das Bundesministerium der Verteidigung, das beim Transport der Ausstellung nach Israel und später auch in die USA behilflich sein wird, die Konrad Adenauer Stiftung (Jerusalem), das Goethe-Institut (Tel Aviv), die Friedrich-Ebert-Stiftung (Herzliya) sowie die Deutsche Botschaft in Tel Aviv ihre Kooperation zugesagt.

Im Oktober wandert die Ausstellung dann in die

Israel als auch in den USA weisen in ihren Chroniken medizinisches Personal aus Deutschland, wenn nicht gar aus dem Jüdischen Krankenhaus Berlin, auf. Aber, selbst wenn es keine unmittelbaren Verbindungen zum Jüdischen Krankenhaus Berlin gibt, so repräsentiert doch die 250-jährige Geschichte des Hauses, die unmittelbar mit der Entwicklung der Jüdischen Gemeinde in Berlin verwoben ist, ein elementares Stück Medizin- und Kulturgeschichte, über die es lohnt, mehr zu erfahren.

Auf 22 Ausstellungswänden wird die wechselhafte Geschichte des Jüdischen Krankenhauses dargestellt. Als einzige jüdische Institution in Deutschland konnte sie den Betrieb während der gesamten NS-Zeit aufrechterhalten. Das Krankenhaus bot eine Zuflucht nicht nur für Patienten sondern auch für jüdische Ärzte und Krankenschwestern in Zeiten von Ausgrenzung und Krieg.

Geboren aus der jüdischen Tradition der Krankenbesuche und Krankenpflege (Bikkur Cholim) wurde in Berlin zunächst ein Hekdesch, eine Art Herberge eröffnet, die eine erste medizinische Versorgung von armen und durchreisenden Juden gewährleistete. Der Weg des gemeindeeigenen Krankenhauses führte vom „Juden-Lazareth“, wie es im christlichen Sprachgebrauch genannt wurde, in der Oranienburger Straße (eröffnet 1756), zum Neubau in der Auguststraße (1861), in unmittelbarer Nachbarschaft zur Neuen Synagoge, dem heutigen Centrum Judaicum. 1914 erfolgte dann der Umzug in den nördlichen Stadtbezirk Wedding, dort präsentiert es sich bis heute als modernes Unfallkrankenhaus.

Seit seiner Gründung in der Mitte des 18. Jahrhunderts versteht sich das Krankenhaus als eine religionsübergreifende Einrichtung, deren oberstes Gebot die unmittelbare Hilfeleistung und das Ziel die Genesung der Patienten ist. In einem stark multikulturell und multiethnisch geprägten Stadtbezirk stellt sich das Krankenhaus gegenwärtig als offenes Haus für jedermann dar, unabhängig von seiner Religion, Hautfarbe oder Gesinnung.

Im Rahmen der Ausstellung wurde von der Projektgruppe ergänzend der Dokumentarfilm „Das Krankenhaus im Kiez“ produziert, der einen audiovisuellen Einblick in den Krankenhausalltag gibt.

Zeitgleich zur Eröffnung in Jerusalem im April 2007 erscheint ein Katalog in deutscher und englischer Sprache.

*Christiane Brockhoff, Elke-Vera Kotowski, Svenja Perltz*



Nächster Ort der Ausstellung „250 Jahre Jüdisches Krankenhaus Berlin“: das Shaare Zedek in Jerusalem.

Vereinigten Staaten von Amerika, um zunächst im renommierten Mount Sinai Hospital in New York die Geschichte einer quasi Schwestereinrichtung zu präsentieren, die gut 100 Jahre älter ist als das 1852 direkt am Central Park errichtete jüdische Krankenhaus in Manhattan. Die Ausstellung wird dort in der großzügigen, pyramidenähnlichen Eingangslobby zu sehen sein, die der renommierte Architekt Ieoh Ming Pei gestaltete, der bekanntlich auch den Anbau des Deutschen Historischen Museums in Berlin entworfen hat.

An den jeweiligen Ausstellungsorten werden zu den Eröffnungen auch Potsdamer Studierende anwesend sein. Die Projektmitglieder werden vor Ort die Eröffnung betreuen und im Anschluss daran Führungen anbieten. Sie freuen sich sehr darauf, die Ergebnisse ihrer Arbeit auch einem internationalen Publikum zugänglich zu machen. Wie schon in Berlin sind die Führungen auf unterschiedliche Besuchergruppen ausgerichtet. So soll insbesondere das Personal der jeweiligen Einrichtung mit der Geschichte des Berliner Krankenhauses vertraut gemacht werden. Sowohl in Israel als auch in den USA ist die Geschichte der Krankenhäuser häufig eng mit der der deutschen verknüpft, zumal viele jüdische Ärzte und Krankenschwestern in den 1930er Jahren Deutschland verließen, um in Palästina oder in den USA eine neue Wirkungsstätte zu finden. Sowohl Krankenhäuser in

# Salman Schocken und andere

## Der Aufstieg der deutsch-jüdischen Wirtschaftselite im Kaiserreich und in der Weimarer Republik

**H**aben Juden im Wirtschaftsleben Deutschlands tatsächlich eine solche Rolle gespielt, wie man das häufig liest und vielfach hört? Diese Behauptung, so oder ähnlich vorgetragen, wird dadurch nicht glaubhafter, dass sie monoton in Varianten immer wieder vorgetragen wird. Im Gegenteil. Der durch Behauptungen dieser Art in der Vergangenheit angerichtete Schaden ist immens. Die Vorstellung, die Juden hätten die deutsche Wirtschaft dominiert und zu eigenen Zwecken missbraucht – diese Vorstellung geistert nach wie vor durch die Köpfe und bestimmt das Bild von den Juden und ihren Tätigkeiten bis in unsere Gegenwart.

Sieht man sich den Sachverhalt genauer an, dann stellt man fest, dass die eingangs gestellte Frage häufig so gewunden formuliert wurde, dass bereits die gestellte Frage die Antwort mit einschloss, also eine spezielle Antwort nicht notwendig machte: Eine der typischen Behauptungen oder sagen wir besser eine der sich von selbst beantwortenden Fragen lautete: „Sind es eigentlich nicht die Juden selbst, die durch ihr Verhalten Feindschaft hervorrufen und am Antisemitismus schuld sind?“

Folgen wir dem von Gustav Freytag bis Thomas Mann in der Literatur gezeichneten Judenbild, dann könnte man annehmen, die Juden seien, wie das einst der Historiker Heinrich von Treitschke allen Ernstes erklärte, nicht *ein* sondern *das* Unglück für Deutschland und die Deutschen. Dieses von Schriftstellern und Intellektuellen immer wieder in düstersten Farben gezeichnete Verhängnis oder vielleicht sollte man es treffender Phantasiegespinnst nennen, hatte mit der damaligen Wirklichkeit nur wenig zu tun. Das Denken und Empfinden bürgerlicher Kreise wurde jedenfalls von solchen Bildern stark beeinflusst und spiegelte

### MMZ fördert neues Institut in Zwickau

In Zwickau fand ein Wirtschaftsforum statt, in dessen Verlauf Professor Julius H. Schoeps vom Moses Mendelssohn Zentrum den mit der Stadt abgesprochenen Plan der Gründung eines Institutes für Unternehmer- und Unternehmensgeschichte vorstellte. Das Institut, das nach Salman Schocken (1877–1959), dem Begründer der gleichnamigen Kaufhauskette benannt werden soll, wird zum Verbund Moses Mendelssohn Zentrum (Potsdam) und Moses Mendelssohn Akademie (Halberstadt) gehören. Das neue Institut, das 2008 mit einer Konferenz zum Thema „Jüdische Wirtschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert“ eröffnet werden soll, wird sich insbesondere der Forschung, der Dokumentation und der Fortbildung von Lehrern und Schülern widmen. Im ehemaligen Gebäude des Schocken-Kaufhauses, im Zentrum der Stadt Zwickau gelegen, werden neben dem Institut ebenfalls die Volkshochschule, die Stadtbibliothek und das Stadtarchiv untergebracht sein. Professor Schoeps, der die Initiative der Stadt lobend würdigte, erklärte, er „verspreche sich von dieser Bündelung von Institutionen in einem Gebäude Synergieeffekte, die der Institutsgründung zu Gute kommen werden“.

in der Zeit des Kaiserreiches und der Weimarer Republik deren Einstellung gegenüber Juden und Judentum wider.

Es fällt auf, dass mit den seiner Zeit formulierten Vorbehalten etwas unterstellt wurde, was nicht stimmen konnte. Den Juden konnte man manches nachsagen, aber nicht, dass sie eine Gefahr für die die deutsche Gesellschaft gewesen wären. Sie waren nämlich, wie die Statistiken ausweisen, prozentual

erworbene Fähigkeiten besäßen beziehungsweise dass sie bestimmte Eigenschaften verinnerlicht hätten. Bei den Letzteren meinte man so etwas wie Innovationsfreudigkeit aber auch solche wie Rastlosigkeit, Mobilität, Zielstrebigkeit, Arbeitsethos, Verhandlungsgeschick, Kompromissbereitschaft, Zweckbedachtheit, Risikobereitschaft, Gewinnstreben, Fortschrittsgeist, Selbständigkeit und Liberalität.

Der Nationalökonom und Soziologe Werner Som-



Bernd Skudelny (rechts), Leiter der Wirtschaftsförderung in Zwickau und Rahel Edelmann (Mitte), Enkelin von Schocken.

gesehen nur eine verschwindende Minderheit. In bestimmten Berufs- und Tätigkeitsfeldern war es ihnen gar nicht möglich, Fuß zu fassen. In anderen waren sie zwar zugegebenermaßen überproportional vertreten, aber das wiederum hatte historische Gründe und lässt sich einleuchtend erklären, wie es dazu gekommen ist.

Die Juden wurden für alles und jedes verantwortlich gemacht. Gab es irgendeinen Betrugsfall, dann witterte man dahinter nicht irgendeinen Kriminellen oder Pleitier sondern die Juden oder den Juden. Hinter jedem Skandal glaubte man, eine jüdische Verschwörung zu erblicken. Die deutsche Umgebungsgesellschaft sah im Juden alles Negative, die Inkarnation des Bösen, den „plastischen Dämon des Verfalls der Menschheit“, wie das Richard Wagner und in seinem Gefolge der NS-Propagandaminister Josef Goebbels formuliert haben.

Die Stereotypen, auf Juden in der Zeit des Kaiserreiches angewandt, sprechen eine klare und eindeutige Sprache. Da war und ist die Rede nicht nur von „unreinlicher Manipulation“ und vom „im Trüben fischen“, sondern auch von „brutaler Ausbeutung“ und „Wucherprofit“. Es sind klassische Vorurteilsbilder. Sie erwecken den Eindruck, als ob nur und ausschließlich die Juden für den Niedergang der deutschen Volkswirtschaft verantwortlich seien.

Was man den Juden nachsagte, und das vermutlich zu Recht, dass sie bestimmte durch die Jahrhunderte

bart, der weder ein Freund des Kapitalismus noch der Juden war, glaubte dies bereits kurz nach der Jahrhundertwende und insbesondere 1911 in seinem berühmt gewordenen Buch „Die Juden und das Wirtschaftsleben“ erkennen zu können. Am Aufbau der modernen Volkswirtschaft, meinte Sombart, sei der Anteil der Juden weit größer, als man bisher geahnt habe. Damit machte Sombart eine Äußerung, welche bei allen Vorbehalten, die man gegen die Diktion haben konnte, durchaus einen wahren Kern hatte.

Es ist heute unbestritten, dass Reichsgründung und Reichswirtschaftsordnung die Grundlagen geschaffen haben für einen beispiellosen Aufstieg einer deutsch-jüdischen Gründergeneration großer individualistischer Entrepreneure und Wirtschaftspraktiker. Walter Rathenau hat sie „Konquistadoren des Aufschwungs“ genannt und mit dieser ironisch gehaltenen Formulierung einen Sachverhalt beschrieben, der im Kern ein Stück Wahrheit enthielt, aber auch Missverständnisse und Missdeutungen zur Folge hatte.

Auch die Gebrüder Schocken verstanden es in kürzester Zeit ein Warenhaus-Imperium mit Dependancen überall in Deutschland aufzubauen. Sie gehörten damit zu denen, die mit ihrem Konzept des Warenhauses zur Hebung des allgemeinen Lebensstandards und zur Demokratisierung des Konsums beitrugen.

Bei den Schockens hatte alles im sächsischen Zwickau begonnen, wo sich 1901 Salman Schocken (1877–

1959) auf Einladung seines Bruders an der gerade ins Leben gerufenen Kaufhausfirma Ury beteiligte. Der Grundsatz, dem sich das Brüderpaar bei der Leitung des Unternehmens von Anfang an verschrieb, lautete, wie es noch 1929 in einem Inserat hieß: „Gute Waren für jedermann; stets gleiche, gute Leistungen“.

Aus diesem vergleichsweise bescheidenem Anfang entwickelte sich die Kaufhaus-Kette. Die einsetzende Expansion wurde finanziert aus selbst erwirtschafteten Mitteln. Prinzip der Schockens war es, möglichst keine Bankkredite aufzunehmen. Das galt als unseriös. Und wenn man es nur irgendwie vermeiden konnte, dann unternahm man nicht den Gang zu einer Kreditbank.

Im Raum des Erzgebirges entstanden bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges acht weitere Kaufhäuser. 1929 waren es 17 Häuser, die zur Schocken-Gruppe gehörten. Das Unternehmen war zentral organisiert und wurde nach modernsten Managementmethoden geführt. Dabei halfen u. a. ein zentralisiertes Einkaufssystem, sorgfältig ausgebildetes Personal sowie dem Dienst am Kunden verpflichtete Verkaufsrundgänge.

Die Zweigniederlassungen der Schocken KG und ihre Zentrale in Zwickau bildeten um 1930 den viertgrößten Warenhauskonzern in Deutschland. Zu den schon existierenden Standorten kamen neue hinzu u.a. Auerbach, Regensburg, Nürnberg Stuttgart, Augsburg, Waldenburg/Schlesien und Chemnitz, wo wie in Stuttgart und anderen Städten nach Plänen des Architekten Erich Mendelsohn ein Kaufhaus nach modernsten Gesichtspunkten errichtet wurde. Das letzte der Kaufhäuser wurde 1931 in Pforzheim errichtet, zwei Jahre bevor Hitler und die Nazis an die Macht kamen. Es war die 18. Filiale.

Die Schocken-Kaufhäuser waren in Bauweise und Baustil unverwechselbar. Sie verbanden konstruktive Strenge mit formaler Eleganz. Bei der architektonischen Gestaltung wurde besonderer Wert auf Fassade, Grundriss und Innenausstattung gelegt. Als gelungen sieht man bis heute die Gestaltung der Chemnitzer Niederlassung an. Die Ausstattung dieser Filiale galt als vorbildlich. Später hat man sich bemüht, sie andernorts nachzuahmen.

Das Konzept war in der Regel so gehalten, dass der Kunde ein ausgewähltes Warenangebot vorgestellt bekam und durch die geschickte Präsentation zum Kaufen angeregt wurde. Die aufgestellten Verkaufstische, die Anzeigen, die Preisschilder und das Packmaterial waren im Bauhausstil entworfen und entsprachen dem Geschmack der Zeit.

Auf dem Höhepunkt der Entwicklung waren im Unternehmen, der zu einem größeren Konzern herangewachsen war, 5200 Angestellte beschäftigt. Der Jahresumsatz betrug 1931 100 Millionen Mark, was für die damaligen Verhältnisse, eine Größenordnung war, die sich mit anderen Warenhausketten wie Tietz,

Wertheim oder Karstadt durchaus messen lassen konnte. Der Name „Schocken“ war in Deutschland zum Markenzeichen geworden.

Nicht nur als Unternehmer, sondern auch als Persönlichkeit wurde Salman Schocken allseits bewundert. Ein Geschäftsfreund notierte nach einem Treffen im Oktober 1907 in sein Tagebuch: „Heut, Sonntag Vormittag, besuchte ich in seiner Junggesellenwohnung,



Teilnehmer des Fachforums, das am 19. Januar 2007 in Zwickau stattfand.

Salman Schocken, den Mitinhaber der Schockenschen Warenhäuser – ein Mann besonderer Art, ganz anders als die vielen, mit welchen ich zum gleichen Zweck, um Geschäfte zu machen, zusammenkomme. Seine Art zu fragen, zu sprechen, zu verhandeln ist von einer Klarheit des Denkens und Handels, wie sie mir noch nicht vorgekommen ist ...“

Salman Schocken war in der Tat nicht nur ein begnadeter Unternehmer sondern auch ein Literaturliebhaber und Büchernarr. Der Verlag, den er 1931 gründete, genießt noch heute einen geradezu legendären Ruf. Mit der viel gerühmten Schocken-Bücherei, von der zwischen 1933 und 1938 insgesamt 83 Bände erschienen, wollte Salman Schocken den durch den NS-Terror in ihrer seelischen Existenz bedrohten deutschen Juden helfen, und zwar nach dem Motto: Rückbesinnung auf jüdische Werte und Traditionen ist gleich Selbstbehauptung.

Salman Schockens immense Belesenheit und seine künstlerischen und ästhetischen Neigungen schlugen sich auch in seinen kaufmännischen Aktivitäten nieder. Beispielsweise veranlasste er, dass ein Prospekt zur Eröffnung einer neuen Filiale gedruckt wurde, und zwar mit zwei Versen der Anette von Droste-Hülshoff: „Der Handel ist ein zart' Gebräu'/ Und ruht gar sehr auf fremden Säulen“.

Von Goethe, den er neben Nietzsche zeitlebens verehrte, gab Salman Schocken im Goethe-Gedenkjahr 1932 eine Auswahl von Gedichten und Aphorismen in einem Band heraus, der auf den Verkaufstischen der Buchabteilungen der Schocken-Kaufhäuser zur Auslage kam. Im kurzen und knapp gefassten Nachwort, das schlicht mit den Initialen S.S. gezeichnet ist, heißt es: „Aus dem weiten Reich goethescher Gedichte und Sprüche in Reimen sind hier mit Sorgfalt die ausgewählt, die Goethes Weltbild und Lebensweisheit unmittelbar darbieten“.

Besonders angetan war Salman Schocken von den „Lebensregeln“ und „Lebensweisheiten“ in Goethes

Werken, die er sehr bewundert und häufig zitiert hat: „Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,/ Mußt dich ums Vergangene nicht bekümmern;/ Das Wenigste muß dich verdrießen;/ Mußt stets die Gegenwart genießen, Besonders keinen Menschen hassen/ Und die Zukunft Gott überlassen“ (Goethe, „Gott, Gemüt und Welt“)

Aber kommen wir zurück zu der uns beschäftigenden Ausgangsfrage, ob Juden im Wirtschaftsleben tatsächlich erfolgreicher waren als Nicht-Juden? Dafür sprechen könnte u.a., dass etwa in Berlin 1914 der jüdische Bevölkerungsanteil, der zu diesem Zeitpunkt etwa 5% der Gesamtbevölkerung der Stadt ausmachte, rund ein Drittel der Steuern aufbrachte. Dennoch ergäbe es ein schiefes Bild, würde man hier nur die reichen Juden sehen, dort nur die armen und benachteiligten Nicht-Juden. Notwendig ist es, sich die Sachverhalte genauer anzusehen und zu differenzieren.

Der Historiker Werner Mosse hat nachgewiesen („Jews in the German Economy“), dass der „jüdische“ Wirtschaftssektor des Wilhelminischen Deutschland nur auf augenfällige Wirtschaftsspitzen beschränkt gewesen ist. Es hätten, so hat er ausgeführt, neben „hochkapitalistischen“ auch „frühkapitalistische“ Wirtschaftsformen existiert, das heißt neben Großbanken mit jüdischen Direktoren gab es jüdische Privatbanken, neben modernen Großkaufhäusern Kleinläden, die wiederum flankiert waren von jüdischen Trödlern und Hausierern.

Im Wilhelminischen Deutschland war die Mehrzahl der industriell tätigen Juden hauptsächlich in zwei Branchen zu finden, und zwar einmal in der Lebens- und zum zweiten in der Genussmittelindustrie. Meist handelte es sich um kleinere und mittlere Unternehmungen, in denen sich zu einem großen Prozentsatz Juden betätigten. Diese Unternehmen, meist in Preußen aber auch in Sachsen gelegen, zeichneten sich besonders dadurch aus, dass sie sehr erfolgreich arbeiteten.

Als Hitler 1933 an die Macht kamen, war das der Anfang vom Ende, gingen die Umsätze von Schockens Kaufhäuser zurück. Behinderungen seitens der Behörden, der SA und anderer NS-Organisationen setzten ein.

Die weiteren Abläufe sind bekannt. Die Schockens verließen 1933 Deutschland beziehungsweise kehrten von einem Aufenthalt im Ausland nicht mehr zurück. Salman Schocken, den die berühmte Philosophin Hanna Arendt einmal den „jüdischen Bismarck“ genannt hat, brachte seine wertvolle Bibliothek nach Jerusalem in Sicherheit. Der von ihm begründete Verlag wurde 1938 liquidiert, die Kaufhäuser mussten weit unter Wert an ein Bankenkonsortium veräußert werden.

Weil die Übernahme durch Vermittlung holländischer Banken in einer günstigen Atmosphäre von statten gegangen war, fand man für den Eigentumsübergang die Formel „freundschaftliche Arisierung“. Diese von deutschen Historikern nach 1945 gern gebrauchte Formel kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass nach 1933 auf den Konzern von allen Seiten Zwang ausgeübt wurde und die Schockens wie auch andere jüdische Unternehmerfamilien schließlich gar nicht mehr anders konnten, als sich von ihrem Eigentum zu trennen. Dass das, wie mitunter suggeriert wird, aus freien Stücken geschah, ist nicht der Fall gewesen.

Julius H. Schoeps

# Parallelgesellschaft und Integration

## Zweimal Lehmann im jüdischen 19. Jahrhundert

Bei einer kritischen Durchsicht all dessen, was über den berühmten Halberstädter Hofjuden Berend Lehmann bisher geschrieben worden ist, kamen zwei seiner Nachfahren aus dem 19. Jahrhundert in den Blick, Markus Lehmann (1831-90), Rabbiner in Mainz, und Emil Lehmann (1829-98), Rechtsanwalt in Dresden: Markus hat in seiner „Jüdischen Volksbibliothek“ einen zweibändigen Roman über Berend Lehmann, den „Königlichen Residenten“ geschrieben, Emil hat als erster historisch-kritisch über seinen großen Vorfahren geforscht.

Abgesehen von ihrem Bezug auf den Hofjuden sind die beiden aber auch hochinteressant als Antipoden der jüdisch-deutschen Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts: Markus war streng orthodox, Emil ein höchst liberaler Reformier.

Markus Lehmann hatte einen mehr oder weniger erfolgreichen Handelsjuden zum Vater, der gleichzeitig auch rabbinisch gelehrt war. Aus dem Fränkischen gebürtig, war er letzten Endes in Verden an der Aller selbsthaft geworden. Er muss gespürt haben, daß ein emanzipierter Jude, so traditionsbewusst er auch sein mochte, in der modernen Welt auch eine außerjüdische Bildung brauchte. So wurde zumindest das begabteste seiner acht Kinder, eben Markus, auf das Verdener humanistische Gymnasium geschickt.

Dieser Sohn ging dann zwar nach dem Abitur zunächst auf die Halberstädter Klaus zum Talmudstudium, danach aber an die Universität Halle, wo er über die Philosophen Locke und Leibniz promovierte. Als Rabbiner nach Mainz berufen, erlaubte ihm eine reiche Heirat die Gründung einer Zeitschrift.

Das war „Der Israelit - Zentralorgan des orthodoxen Judenthums“, das von 1865 bis 1938 allwöchentlich erschien und das strikte Festhalten an der Halacha propagierte, am Gesetz der jüdischen Lebensführung mit seiner Sabbatheiligung, dem koscherem Schächten und Essen, dem Thorastudium und den Ritualbädern.

Die hebräische Kultsprache ging ihm über alles, und sein wütender Kampf galt der Orgel, die damals in den synagogalen Gottesdienst einzudringen begann. Sie war für ihn das „klingende Christentum“ und ihr Klang symbolisierte für ihn die Schmerzensschreie der gefolterten mittelalterlichen Juden.

Ganz anders Emil Lehmann, der zwar im Dresden der 1830er Jahre noch den Cheder, die enge jüdische Zwergschule, und die sich eifersüchtig bekämpfenden konservativen Betstuben kennengelernt hatte, der aber schließlich dem aus Prag kommenden Reformrabbiner Frankel nachstrebte.

Auch Emil bekam eine „christliche“ Gymnasialausbildung, und zwar an der berühmten Kreuzschule, die ihn mit ihrer deutsch-klassischen Ausrichtung offenbar viel stärker beeinflusste, als das bei Markus der Fall war. Er studierte Jura und wurde als Anwalt und vor

allem als Dresdner Stadtverordneter und sächsischer Landtagsabgeordneter ein glühender Verfechter der rechtlichen Gleichstellung der Juden, die auch in Bismarcks Deutschland noch keineswegs voll erreicht war. So durften Juden und Christen immer noch nicht untereinander heiraten, wenn nicht einer der Partner zum Glauben des andern konvertierte; auch galt der Eid eines Juden immer noch weniger als der eines Christen.

In einer Reihe von Schriften forderte Emil Lehmann als „treudeutscher“ Jude einschneidende Reformen der jüdischen Lebensweise, z.B. die Verlegung des Sabbats auf den Sonntag und sogar die Abschaffung der Pflicht zur Beschneidung. Selbstverständlich schätzte er stimmungsvolle Orgelmusik und gemischten Chorgesang in der Synagoge; die Gebetssprache sollte Deutsch sein.

So geistreich er den Antisemitismus geißelte, so optimistisch war er, was die endgültige Integration der Juden im Deutschtum anging. Man müsse den Unwissenden Zeit lassen und sie durch Wohlverhalten überzeugen. Taufen lassen wollte er sich allerdings nicht; an Lessing, Goethe und Kant geschult, ersehnte er die „messianische Zeit“ einer alle Menschen umfassenden Humanitätsreligion.

Einen pantheistischen Licht-Glauben jenseits der positiven Religionen verkündete ein weiterer Berend-Lehmann-Nachfahr, der Markus-Lehmann-Sohn Jonas (1865 - 1913) in seinem symbolistischen Drama „Feuerzeichen“: Welch ungeheurer Schritt der „Akkulturation“ im Abstand von einer Generation seit der Halacha!

So sehr Emil und Jonas Lehmann in der deutschen Bildungswelt angekommen waren, so wenig waren sie wirklich aufgenommen worden. Wie hätte es sonst den Nationalsozialisten so leicht gelingen können, die deutschen Juden aus der deutschen Kultur und dem deutschen Leben auszuschalten?

Berndt Strobach

### Liebe Leserinnen und Leser,

ein aufmerksamer Leser weist uns auf folgenden Sachverhalt hin:

Im „Dialog 33“, Seite 3, 1. Spalte 4. Absatz - heißt es, „Juden hätten im Altertum keinen Grundbesitz besitzen dürfen. Das ist völliger Quatsch, vielmehr eine Entwicklung, die im Mittelalter begann und sich dann durchsetzte.“

Wir haben zahlreiche Belege für jüdische Grundbesitzer (possessores) in der Antike und im Frühmittelalter. Juden besaßen damals legal Grundbesitz, sie waren in gleicher Weise auf die verschiedenen Berufe verteilt wie die nichtjüdische Bevölkerung, also auch nicht überproportional z.B. im Handel vertreten. Dasselbe gilt für die Schichtenzugehörigkeit, sie waren in allen Gesellschaftsschichten vertreten.

Dr. Helmut Castritius, Univ.-Prof. a.D.

## Nachruf

Johann-Peter Hinz ist tot. Ein Mensch, der Spuren hinterlassen hat, als Künstler, als Kommunalpolitiker, aber auch als Wegbereiter der Versöhnung. Schwer krank, war er seit 2001 nicht mehr in der Öffentlichkeit präsent. Vielleicht symbolhaft das letzte offizielle Bild: Johann-Peter Hinz bei der Eröffnung des Berend Lehmann Museums in der Halberstädter Judenstraße. Doch der Hinzsche Geist lebt in der Stadt.



Hinz schuf als Metallgestalter viel be- und hochgeachtete Arbeiten. Das „Gehentke Tier“ gehört zu DDR-Zeiten nicht zu den Lieblingsplastiken der Oberen, begründet aber seinen Ruf als widerborstiger Zeitgeist, der Staatspreise ablehnte und stattdessen Metall für seine Arbeiten aus dem Schrott klaubte. Immer wieder rieb er sich mit der Macht; als er vor 25 Jahren auf dem Domplatz das erste Holocaust-Mahnmal der DDR schuf oder in der DDR-Endzeit mit „Rekonstruktion statt Abriss“ der Zerstörung der Halberstädter Unterstadt Einhalt gebieten wollte.

Nach der ersten demokratischen Kommunalwahl warb Hinz als Integrationsfigur mit großem persönlichem Einsatz parteiübergreifend für die Zusammenarbeit und die Entwicklung demokratischer Strukturen. Er sendete Signale für die Schwachen der bundesdeutschen Gesellschaft, für Verfolgte und Opfer. Halberstadt lag ihm am Herzen, ohne den Blick für sensible Vergangenheit und die Welt zu verlieren. Im Frühjahr 2001 geht auf eine Initiative von Johann-Peter Hinz hin Halberstadt mit einer kleinen Geste, die deutschlandweit große Wirkung zeitigte, eigene Wege bei der Entscheidung von ehemaligen Zwangsarbeitern.

Johann-Peter Hinz lebte den Weg der Versöhnung, in Jerusalem bei Gesprächen mit ehemaligen Halberstädtern jeden Glaubens oder im Förderverein des KZ Langenstein-Zwieberge. Er entwarf die Steine der Erinnerung und Mahnung vor dem Westportal des Halberstädter Domes unweit seines ausgebrannten siebenarmigen Leuchters an der Domwand. Sein Einsatz für Aufarbeitung der jüdischen Geschichte der Stadt Halberstadt trug in hohem Maß dazu bei, einen sensiblen Umgang mit der Geschichte Halberstadts zu entwickeln. Schon zu DDR-Zeiten pflegte er unter dem Argusauge des Staates den Kontakt zu ehemaligen Halberstädter Juden in aller Welt.

Das Mahnmal für jüdische Zwangsarbeiter im KZ-Außenlager „Magda“ Magdeburg-Rothensee zählt zu seinen letzten Arbeiten. Die Kunst kam lange Zeit zu kurz und als sich der Halberstädter Ehrenbürger ihr wieder mehr widmen wollte, fand sein Schaffen ein tragisches Ende.

Bild & Text: Uwe Kraus

# Eine wahrhaft griechische Tragödie

Die Geschwister Eleonora und Francesco von Mendelssohn

**G**regor Gregoris Ruhm stieg plötzlich und blendend über Berlin auf wie eine Rakete. Über Nacht kam es, daß man überall seinen Namen hörte“, beginnt das vierte Kapitel von Klaus Manns 1931 verfasstem Roman „Treffpunkt im Unendlichen“. „Sein treuester Trabant wurde ein junger Goldberg-Rosenheim, dessen Lebensglück darin bestand, immer an der Seite derer zu erscheinen, deren Name als neuer Stern gerade aufstieg über dem Horizont.“ Für die zentrale Figur des Tänzers Gregor Gregori diente Klaus Mann der Schauspieler Gustaf Gründgens als Vorbild, der Bewunderer und Förderer Gregoris mit dem imposanten Familiennamen Goldberg-Rosenheim ist zweifellos von Gründgens' Freund Francesco von Mendelssohn inspiriert.

Francesco von Mendelssohn, 1901 als direkter Nachfahre des Philosophen Moses Mendelssohn und Sohn des wohlhabenden Bankiers Robert von Mendelssohn in Berlin geboren, war der sicherlich exzentrischste „glamorous boy“ der Weimarer Republik: stadtbekannt durch seine exaltierte Erscheinung, ein intimer Freund des Pianisten Vladimir Horowitz, des Tänzers Harald Kreutzberg und des Schauspielers Gustaf Gründgens, die

er alle drei entscheidend in ihren Karrieren protegierte. In den 20er Jahren konzertierte er als Cellist erfolgreich in ganz Europa, als Solist ebenso wie als

und frei von materiellen Sorgen, kannten Gott und die Welt, verkehrten in der Berliner Bohème und mit der künstlerischen Avantgarde. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten emigrierten die Geschwister in die USA und versuchten, am Broadway und in Hollywood ihre Karrieren fortzusetzen. Eleonora, viermal verheiratet und zeitweise die Geliebte Max Reinhardts und Arturo Toscaninis, flüchtete sich in verzehrende Liebesaffären und in den Morphinrausch, 1951 schließlich in den Tod. Der alkoholabhängige Francesco wurde nach verschiedenen Delikten mehrmals inhaftiert und verbrachte viele Jahre in psychiatrischen Kliniken, 1972 starb er vereinsamt in New York. „A real greek tragedy!“ nannte der Galerist Klaus G. Perls das Leben der Geschwister, die heute in der Öffentlichkeit weitgehend in Vergessenheit geraten sind. Wie für viele Vertreter der „lost generation“ gilt für die Biographie Eleonora und Francesco von Mendelssohns auch heute noch Werner Mittenzweiss Wort, Exilforschung sei Spurensicherung. Die Frage nach dem psychischen Abdruck der Lebensumbrüche, die den Emigranten auferlegt wurden, nach der individuellen Verarbeitung des Verlustes an sozialen, kulturellen und emotionalen Zusammenhängen findet bei beiden eine tragische Antwort. Im Rahmen einer Forschungsarbeit am MMZ soll nun,



## Kurzvita



**Thomas Blubacher** wurde 1967 in Basel geboren und studierte Theaterwissenschaft, Neuere deutsche Literatur und Psychologie sowie Kunstgeschichte und Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München als Stipendiat der Studi-

enstiftung des deutschen Volkes. 1997 promovierte er an der Universität Bern mit einer Dissertation über das Stadttheater Basel 1933-1945. 1995-2001 war er dort als wissenschaftlicher Assistent und Dozent tätig, daneben als Gastlektor an der Universität Wien. Seit 2002 ist er freischaffender Autor und Regisseur, u. a. inszenierte er an Bühnen in Basel, Bremerhaven, Celle, Feuchtwangen, Ingolstadt, Magdeburg, München, Tübingen, Wien, Zürich und Los Angeles. Er veröffentlichte neben zahlreichen wissenschaftlichen Aufsätzen und Lexikonbeiträgen eine Biographie über Gustaf Gründgens und schrieb mehrere Radiofeatures, darunter „Gibt es etwas Schöneres als Sehnsucht?“ über Eleonora und Francesco von Mendelssohn, bislang ausgestrahlt von SR DRS, DLR Berlin, RB, MDR und SWR. 2002 war Thomas Blubacher Writer-in-Residence in der Villa Aurora in Pacific Palisades / USA.

Mitglied des berühmten Klingler-Quartetts, er übersetzte Dramen von Luigi Pirandello ins Deutsche, debütierte als Theaterregisseur 1930 am Theater am Schiffbauerdamm mit Katajews „Die Quadratur des Kreises“ und schrieb schon kurz darauf als Regisseur der Uraufführungen von Horváths Stücken „Italienische Nacht“ und „Kasimir und Karoline“ Theatergeschichte.

Seine ein Jahr ältere Schwester Eleonora war ein Patenkind der italienischen Schauspielerinnen Eleonora Duse. Noch nicht volljährig korrespondierte sie bereits mit den Dichtern Rainer Maria Rilke und Hugo von Hofmannsthal, auch der Duce Benito Mussolini soll von ihrer außergewöhnlichen Schönheit fasziniert gewesen sein. Von 1924 an war sie eine von wichtigen Kritikern hochgelobte Schauspielerinnen mit Bühnenerfolgen in Wien, Düsseldorf, Berlin und München und stand in Inszenierungen von Regiestars wie Max Reinhardt und Leopold Jessner, Otto Falckenberg und Jürgen Fehling mit beinahe allen berühmten Kollegen der Weimarer Republik auf der Bühne.

Eleonora und ihr jüngerer Bruder Francesco von Mendelssohn hatten beste Voraussetzungen für eine vielversprechende Karriere: Sie waren ebenso gutaussehend wie künstlerisch talentiert, bestens erzogen

basierend auf umfangreicher Archivrecherche in Europa und den USA und der Befragung zahlreicher Zeitzeugen, das Leben und künstlerische Wirken der Mendelssohn-Geschwister erstmals wissenschaftlich aufgearbeitet werden.

Thomas Blubacher

### Die preußischen Juden

„Was die Juden angeht, so konnte man in den altpreußischen Provinzen zahlreiche Bekenner des mosaischen Glaubens finden, die einfach nirgendwo hingehörten als zwischen die roten Backsteinbauten und in die nüchterne Sachlichkeit dieser Beamtenstädte, mitten in der so oft leicht dunstigen Landschaft, in der alles anscheinend nach einem Dienstreglement seiner Arbeit nachging. Schließlich hat es ja nicht umsonst unter den Juden genügend preußische Beamte und Offiziere gegeben, die ihre Pflicht taten wie alle anderen auch und keiner nachträglichen Begründung bedürfen. Denn der Jude in Preußen, der preußische Jude, war eine überzeugende Figur.“

Die preußisch-jüdische Symbiose versinnbildlicht sich in der wenig bekannten Tatsache, dass über dem Altar der Potsdamer Synagoge seit 1788 ein preußischer Königsadler mit dem Namenszug *Friedrich Wilhelm Rex* angebracht war. [...]

*Hans Joachim Schoeps*

*Nachdenkliches über Preußen,*

*in: „Der Tagesspiegel“, Weihnachtsausgabe 1953.*

I M P R E S S U M

#### Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung  
Sebastianstraße 31  
D – 91058 Erlangen  
Telefon: 09131-61800  
Fax: -618011  
kladow@snaflu.de

Moses Mendelssohn Zentrum  
für europäisch-jüdische Studien  
Am Neuen Markt 8  
D – 14467 Potsdam  
Telefon: 0331-280940  
Fax: 2809450  
moses@mmz.uni-potsdam.de  
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie  
PF 1420, 38804 Halberstadt  
Rosenwinkel 18  
D – 38805 Halberstadt  
Telefon: 03941-606710  
Fax: -606713  
mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion & Layout  
Moritz Reininghaus

Verlag  
Union Aktuell GmbH  
Ludwig-Erhard-Straße 7  
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung  
Dresdner Bank  
BLZ: 160 800 00  
Konto-Nr.: 4200 7575 00

## Eine Debatte ohne Ende?

### Internationale Konferenz zu Raubkunst und Restitution im deutschsprachigen Raum

des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien und der Universität Potsdam,  
gefördert durch die Gesellschaft für Geistesgeschichte und die Moses Mendelssohn Stiftung

Altes Rathaus Potsdam, 22.- 24. April 2007

**Sonntag, den 22. April 2007, 18 Uhr**

#### Begrüßung

Prof. Dr. Julius H. Schoeps

#### Grußwort

Prof. Dr.-Ing. Dr. phil. Sabine Kunst  
Präsidentin der Universität Potsdam

#### Eröffnungsvortrag

Dr. Michael Naumann [Hamburg],  
Staatsminister a.D.  
*Raubkunst oder Beutekunst?*  
*Moralische Aspekte der Restitutionsdebatte*  
*in den deutschen Medien*

#### Empfang mit Brezel und Wein

**Montag, den 23. April 2007**  
Vormittag (9:15 -12 Uhr)

#### Moderation

Prof. Dr. Christina von Braun [Berlin]

J. Christian Kennedy [Washington]  
*Special Envoy for Holocaust Issues*  
*U.S. Department of State*  
*The American Role in Art Restitution*

RA Dr. Hannes Hartung [München]  
*Die Restitution von Raubkunst in den europäischen Mitgliedsstaaten - eine rechtsvergleichende Bestandsaufnahme*

PD Dr. Gerhard Charles Rump [Berlin]  
*Restitution und Presse: Der Fall Kirchner*

**Nachmittag (14 - 17:30 Uhr)**

#### Moderation

Dr. Irene Diekmann [Potsdam]

Dr. Anja Heuß [Frankfurt] /Harald König [Berlin]  
*Restitutionspolitik in Deutschland vor 1990*

Prof. Dr. Bogomila Welsh-Ocharov [Toronto]  
*The Restitution of Looted van Goghs since 1945:*  
*An Overview*

Esther Tisa Francini [Zürich]  
*Von der Raubgut- zur Fluchtgut-Restitution?*  
*Ausgewählte Restitutionsfälle*  
*mit Schweizer Bezug von 1945 bis heute im Vergleich*

19 Uhr

Prof. Dr. Martin Roth [Dresden]  
*Restitution - die Angst vor der eigenen Geschichte?*

#### Empfang

**Dienstag, den 24. April 2007**  
Vormittag: 9:15 - 12 Uhr

#### Moderation

Anna-Dorothea Ludewig [Potsdam]

Dr. Monika Tatzkow [Berlin]  
*Raubkunst und Kunsthandel*

Dr. Ute Haug [Hamburg]  
*Akzession und Deakzession –*  
*Die verschiedenen Wege von Kunstwerken.*  
*Ein Aspekt der Provenienzforschung an einem Museum*

Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempf [Berlin]  
*Erfahrungen und Probleme mit der Restitution*  
*von Raubgut im Bibliotheksbereich*

**Nachmittag 14 - 16 Uhr**

#### Moderation

RA Dr. Ulf Bischof [Berlin]

Georg Heuberger [Frankfurt/M.]  
*Aspekte der Rückerstattung und Forderungen für die heutige Praxis*

RA Dr. Jost von Trott zu Solz [Berlin]  
*Ob und wie kann man die Grundlagen*  
*der heutigen Restitutionsentscheidungen verbessern?*

#### Anmeldung

##### Information und Anmeldung

Anna-Dorothea Ludewig  
Moses Mendelssohn Zentrum  
für europäisch-jüdische Studien  
Tel.: 0331-280940/Fax: 0331-2809450  
E-Mail: aludewig@uni-potsdam.de  
www.mmz-potsdam.de

##### Hinweise für Teilnehmer

Konferenzgebühr: 15 Euro (kann vor Ort beglichen werden); für Schüler und Studenten frei

**Anmeldeschluss:** 10. April

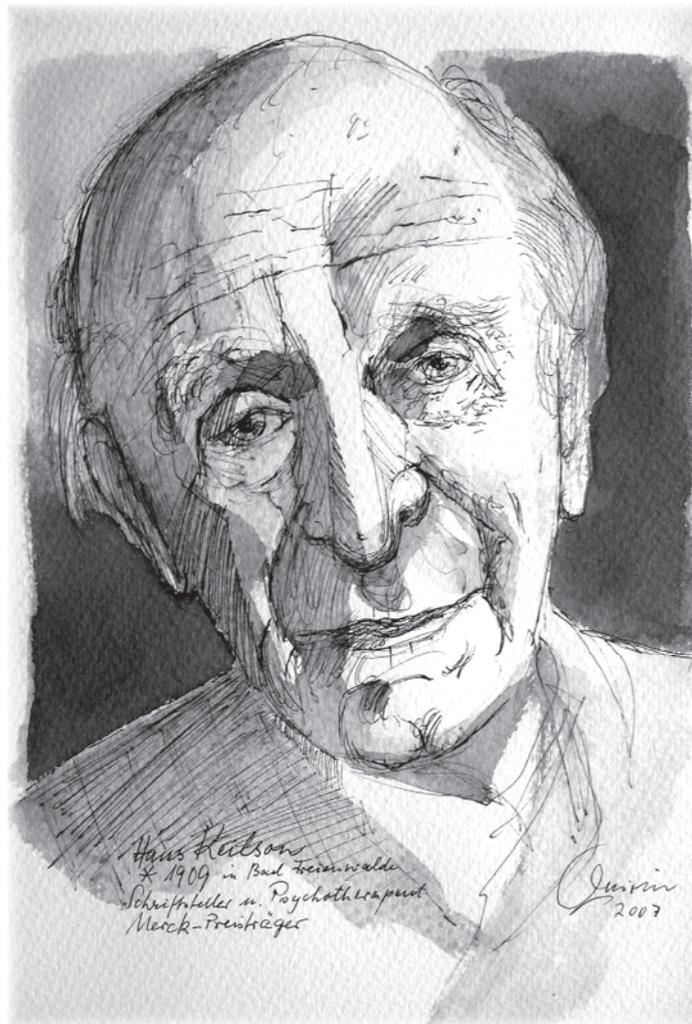
## Im Land der Ideen

Verleihung der Moses Mendelssohn-Medaille an Hans Keilson / MMZ als «Ort im Land der Ideen» ausgezeichnet

Seit über 70 Jahren lebt Hans Keilson jetzt schon in den Niederlanden, seiner zweiten Heimat, wohin er einst aufgrund der Verfolgung durch die Nationalsozialisten ins Exil gehen musste. Nun ist er im Alter von 97 Jahren noch einmal in seine alte Heimat Brandenburg zurückgekehrt. Am 10. Mai 2007 wurde Hans Keilson in Potsdam die Moses Mendelssohn-Medaille verliehen. Der Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums Julius H. Schoeps würdigte in seiner Laudatio die Leistungen Keilsons als Arzt, Therapeut, Psychoanalytiker, Pädagoge und Schriftsteller. Schoeps sagte: «Wenn wir uns fragen, welche Leidenschaft Hans Keilson die Kraft gegeben hat, gleich auf mehreren Berufsfeldern Großartiges hervorzubringen, so kann man das nicht mit heute geläufigen Attributen wie Fleiß oder Ehrgeiz erklären. Ich glaube die verschiedenen Professionen Keilsons sind letztlich in einem Motiv vereint, das er selbst «die große Trauer» genannt hat. Der große Schmerz des 20. Jahrhunderts, den Rassenhass, Verfolgung und Krieg in den Seelen der Betroffenen hinterlassen hat, begegnet uns bei Hans Keilson in jedem seiner Werke.»

Am 12. Dezember 1909 wurde Hans Keilson in Bad Freienwalde als Sohn eines jüdischen Textilhändlers geboren. Durch die Wirtschaftskrisen der 20er Jahre wurde das elterliche Geschäft schwer getroffen und musste schließlich aufgegeben werden. Sein Studium der Medizin an der Berliner Universität konnte Keilson 1934 als einer der letzten Studenten jüdischer Herkunft noch abschließen. Sein bereits im Februar 1933 veröffentlichter erster Roman «Das Leben geht weiter» wurde von den Nationalsozialisten verboten. Es folgten Schreibverbot und Berufsverbot. 1936 entschloss sich Keilson schweren Herzens seine Heimat zu verlassen. Er ging ins Exil nach Holland, wohin er seine Eltern 1938 nachholen konnte. Mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht 1940 begann die wohl schwerste Phase im Leben von Hans Keilson. Er ging in den Widerstand und schloss sich der Untergrundorganisation «Vrije Groepen Amsterdam» an. Seine Eltern wurden nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Nach der Befreiung 1945 gründete Keilson die jüdische Kriegswaisenor-

ganisation «Le Ezrat Ha Jeled» (Zur Hilfe des Kindes). Seine jahrzehntelangen Erkenntnisse als Therapeut von durch den Holocaust traumatisierten Kindern schrieb Keilson schließlich in einer umfangreichen wissenschaftlichen Arbeit nieder, die er 1979 im Alter von 70 Jahren als Dissertation veröffentlichte. Diese Arbeit mit dem Titel «Sequentielle Traumatisierung bei Kindern» gilt inzwischen als Standardwerk in

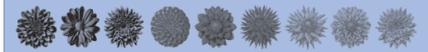


Hans Keilson, porträtiert von Otto Quirin. Eine Ausstellung des Künstlers ist derzeit in Lübeck zu sehen.

der Traumaforschung und hat erst 2005 wieder eine Neuauflage erfahren.

Nachdem Julius H. Schoeps ihm die Moses Mendelssohn-Medaille überreicht hatte ging Hans Keilson selbst ans Rednerpult. Alle Sorgen um die Mühen, die er durch die weite Anreise aus Holland auf sich genommen hatte, wurden sogleich zerstreut, indem

## Deutschland Land der Ideen



Hans Keilson seine Dankesrede nicht nur frei stehend, sondern auch frei sprechend halten konnte. Ganz der «homme de lettre», als den ihn Schoeps zuvor beschrieben hatte, widmete Keilson sich in seiner Rede dem Philosophen und Aufklärer Moses Mendelssohn.

Im Anschluss an die Ehrung Hans Keilsons wurde auch dem Moses Mendelssohn Zentrum noch eine Ehrung zuteil. Für sein Projekt «Bibliothek verbrannter Bücher» erhielt das Moses Mendelssohn Zentrum im Namen des Bundespräsidenten Horst Köhler die Auszeichnung «Ort im Land der Ideen». Die Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg Johanna Wanka würdigte in ihrem Grußwort die herausragende Bedeutung, die das Moses Mendelssohn Zentrum für die Wissenschaft in Brandenburg hat. Weiter sagte Johanna Wanka: «Der Initiative «Deutschland – Land der Ideen» geht es um die Sicht, die wir selber auf uns haben. Das geht aber nur mit einer kritischen Auseinandersetzung dessen, was unsere Geschichte umfasst. Ich bin froh, dass mit der «Bibliothek verbrannter Bücher» ein Projekt gewürdigt wird, welches diesem Anliegen Ausdruck verleiht.»

In der «Bibliothek verbrannter Bücher» sollen die von den Nationalsozialisten verfeimten und verbotenen Werke von über 250 Autoren neu erscheinen. Mit dazu gehört auch das Buch von Hans Keilson «Das Leben geht weiter».

Die Verleihung der Moses Mendelssohn Medaille an Hans Keilson und die Auszeichnung des MMZ auf das Datum des 10. Mai zu legen, war daher mit Bedacht gewählt. Durch beide Ehrungen wurde zugleich des 74. Jahrestages der Bücherverbrennungen von 1933 gedacht.

Werner Treß

# «Der umfangreichste Kunstdiebstahl der deutschen Geschichte»

Eine Konferenz von MMZ und GGG zum Thema Raubkunst / Tagungsband in Vorbereitung

Die Fetzen flogen nicht bei der internationalen Konferenz des Potsdamer Moses Mendelssohn Zentrums zu Raubkunst und Restitution im Alten Rathaus. Und Prof. Dr. Julius Schoeps zeigte sich sehr verwundert, dass die Diskussion zu den oft mit Widerhaken versehenen Vorträgen eher gemächlich anließ. Das arg zerpixelte Kirchner-Bild «Berliner Straßenszene» von 1913 stand für das tiefere Hinschauen ebenso wie für viele Unschärfen. Das Gemälde spiegelte gleichsam die ganze Problematik der Restitution wider. «Eine Debatte ohne Ende?» lautete die Grundfrage des dreitägigen Symposiums. Den Diskurs über Raubkunst sachlicher und konstruktiver zu führen, weniger polemisch und emotional sei das Ziel, so Julius H. Schoeps.

gung mit Erben sparen horrenden Anwaltskosten.

Schoeps sprach sich für einen «Rückkauffonds» aus, mit dessen Hilfe Museen, die von Erben der einstigen Eigentümer geforderten Kunstwerke in ihrem Bestand halten können. «Denkbar sind beispielsweise zinslose Darlehen von privaten Kunstmäzenen oder Stiftern, das gab es in der deutschen Geschichte schon.»

Der Vertreter der Jewish Claims Conference in Deutschland, Georg Heuberger, beklagte, dass das «Strohfeuer Provenienzforschung» nach der Washingtoner Konferenz von 1998 schnell erloschen sei. Er stellte aber auch klar, dass «das Gros der Restituten keine bekannten Kunstwerke sind, die auf internationalen Auktionen Millionen Euro einbringen. Wir reden im Großteil der Fälle von

dabei an eine Phase bis 2020 für die Anmeldung von Besitzansprüchen. Dazu brauche es jedoch lückenlose Provenienzforschung.

Naumann hatte in seinem Eröffnungsvortrag heftig die Protagonisten angegriffen, die den jüdischen Erben Geldgier vorwerfen. Julius Schoeps, ebenfalls Gegner der Fristen-Lösung, sagte, dass man «die Erben nicht dafür bestrafen kann, dass ihre Vorfahren einen guten Geschmack hatten und in der NS-Zeit um ihr Eigentum gebracht wurden.» Er regte eine Washington-Nachfolgekonferenz mit allen damals beteiligten Staaten an.

Schoeps und Heuberger forderten «Transparenz für alle». So sei das Projekt «Lost art» in Magdeburg ein zahlloser Papier-Tiger mit Alibi-Charakter. Jedes Stadtmuseum genau wissen, was im Krieg verloren ging, aber über die Leichen in den Depots rede niemand. «Kaum ein Museumsdirektor fragt, was in sein Museum an Raubkunst der Nazis gekommen ist.» Zudem sei ein großer Fehler, dass nicht EU-weit recherchiert werde. «Kunst wurde geraubt und über die früheren Grenzen verschleppt. Darum muss auch grenzüberschreitend nachgeforscht werden», erklärten zahlreiche Teilnehmer des Kongresses.

Uwe Kraus



Der Sonderbotschafter des US-State Departments J. Christian Kennedy bei seinem Vortrag.

Foto: Tobias Barniske

Das 250köpfige Konferenzpublikum war hochkarätig und streitbar, neben einer Armada von Kunstanwälten und -wissenschaftlern saßen Vertreter von Museen im Publikum und eine Berufsgruppe, deren Bedeutung auf dem diskutierten Terrain zunimmt: Provenienz-Forscher. Zwar hat Kulturstaatsminister Bernd Neumann Geld für die Provenienzforschung in Aussicht gestellt, doch wie schwer das vor Ort sei, verdeutlicht Martin Roth, Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden. «An der Herkunftsforschung mögeln sich die Museen mangels finanzieller Mittel für entsprechende Fachkräfte meist vorbei. Mit Ein-Euro-Jobbern oder ABM-Kräften ist Provenienz-Forschung auf wissenschaftlichem Niveau nicht möglich.»

Zudem liege die Provenienz-Begründungspflicht allein bei den Museen, Rückgabe-Entscheidungen trafen aber meist mit einem Federstrich Politiker. Gemurmel im Publikum rief Roth hervor, als er von «Fachbrigaden von Anwaltsfirmen und Auktionshäusern» sprach, gegen die die Museumsleute kaum eine Chance hätten. Die Zukunft koste Geld, für Provenienzforschung oder für Entschädigungen. Denn nicht alle Kunstwerke müssten zwangsläufig aus den Schauräumen verschwinden. Den Weg zu «fairen und gerechten Lösung» habe die Washingtoner Erklärung, in der sich 44 Staaten dazu verpflichtet haben, den Rückübertragungen nachzukommen und Ansprüche nicht verjähren zu lassen, aufgezeigt. Eine gütliche Ein-

Büchern, Grafiken, Autographen, die für die Erben einen in erster Linie emotionalen Wert besitzen.»

Die Historikerin Esther Tisa Francini riet zu einer neuen Betrachtungsweise, die auch all jene Stücke betrifft, die z.B. von der Schweiz aus zum Lebensunterhalt des Besitzers stückweise veräußert wurden. Die in der Washingtoner Erklärung von 1998 angesprochene «geraubte Kunst» war gestern, nun solle mit dem Begriff Fluchtkunst die Restitutionsfrage alle in Sorge vor den Nazis mitgeführten Objekte gelöst werden. Schwer zu beantworten sei nach über 70 Jahren, wie bedroht Verfolgte des NS-Regimes auch im Ausland waren und welche Rolle den Steuerbehörden zukam. Georg Heuberger plädierte dafür, die Zeit vom 30. Januar 1933 bis zum 8. Mai 1945 in ihrer Gesamtheit zu betrachten, «ohne juristisch nach dem Grad der fortschreitenden Entrechtung» zu differieren.

An den Restitutionsfristen rieben sich zahlreiche Kongress-Teilnehmer. «Zeit»-Herausgeber und Ex-Kulturstaatsminister Michael Naumann erklärte: «Fristen dienen zwar dem Rechtsfrieden. Der Rechtsfrieden aber ist nicht gleichzusetzen mit Gerechtigkeit». Er verwies darauf, dass zwischen 1933 und 1945 650.000 Kunstwerke in den Besitz der Nationalsozialisten übergangen: «Der umfangreichste Kunstdiebstahl der deutschen Geschichte». Dagegen forderte der Münchner Rechtsanwalt Hannes Hartung klare Fristen, «um den Druck auf alle Beteiligten zu erhöhen, sich des Themas anzunehmen». Er denkt

## Der Tagungsband

Kunstwerke, die in der Zeit des Nationalsozialismus beschlagnahmt wurden oder unter Druck verkauft werden mussten, sind nach der «Washingtoner Erklärung» von 1998 den einstigen Eigentümern beziehungsweise deren Erben zurückzuerstatten. Zu heftigen Auseinandersetzungen führte die Restitution von Ernst Ludwig Kirchners «Berliner Straßenszene». Das Bild, das bis 2006 im Berliner Brücke Museum hing, wurde an die Erben der ursprünglichen Eigentümerfamilie zurückgegeben. Die Debatte über die Rechtmäßigkeit der Rückgabe dauert an, ein Ende des Streits ist nicht abzusehen. Die Autorinnen und Autoren des Sammelbandes versuchen mit ihren Beiträgen, den Streit zu versachlichen. Sie unterbreiten Vorschläge, wie man künftig einerseits den Ansprüchen der Erben und andererseits den Interessen der Museen gerecht werden kann. Die Beiträge reichen von Aspekten der Restitutionsdebatte in den deutschen Medien bis hin zu praktischen Problemen im Kunsthandel, in Museen und in Bibliotheken.

### Autorinnen und Autoren

Ute Haug, Georg Heuberger, Anja Heuß, Esther Tisa Francini, J. Christian Kennedy, Michael Naumann, Martin Roth, Barbara Schneider-Kempff, Jost von Trotz zu Solz, Monika Tatzkow, Bogomila Welsh-Ocharov und andere.

Julius H. Schoeps/ Anna-Dorothea Ludewig (Hg.)  
*Eine Debatte ohne Ende? Raubkunst und Restitution im deutschsprachigen Raum.*

Verlag für Berlin-Brandenburg, ca. 280 Seiten; Broschur, ISBN 978-3-86650-641-1

Subskriptionspreis bis 31. Dezember 2007: € 16,80 / sFr 30,40

ab 1. Januar 2008: € 19,80 / sFr 35,20

Erscheint im Oktober 2007.

# «...das Beste, was seit Jahren zu sehen war»

Ausstellung zur Geschichte des Jüdischen Krankenhauses Berlin in Israel eröffnet / Katalog erschienen

Vom Hekdesch zum Hightech» so der Titel der Ausstellung zur Geschichte des Jüdischen Krankenhauses Berlin, die seit April 2007 durch Israel tourt und in Jerusalem durch den Brandenburgischen Ministerpräsidenten Matthias Platzeck eröffnet wurde.

Auf Initiative des Moses Mendelssohn Zentrums entwickelten Studierenden der Universität Potsdam eine historische Ausstellung, die 2006 zum 250-jährigen Jubiläum im Jüdischen Krankenhaus Berlin präsentiert wurde.

In diesem Jahr ergab sich die Möglichkeit, die Ausstellung in Israel zu zeigen. Sechs der insgesamt 12 Studierenden des Projektteams hatten die Gelegenheit, ihre Ausstellung zu begleiten und einem israelischen Publikum zu präsentieren. Für viele war es der erste Besuch im «Gelobten Land», allerdings blieb für Sightseeing kaum Zeit. Nach der Ankunft in Tel Aviv ging es direkt zum Ausstellungsaufbau ins Shaare Zedek Medical Center Jerusalem. Unter den neugierigen Blicken von Patienten, Mitarbeitern und Besuchern wurde Kiste für Kiste geöffnet und die Ausstellungswände Schritt für Schritt im Foyer des Krankenhauses aufgebaut. So manch einer der Vorübergehenden betrachtete das Vorgehen mit kritischen wie neugierigen Blicken. Das Shaare Zedek ist ein religiöses Krankenhaus, in das vorwiegend orthodoxe Patienten kommen, um sich von der jüdischen Tradition verpflichteten Medizinern behandeln zu lassen.

Immer wieder blieben Menschen vor den Ausstellungswänden stehen und studierten intensiv die Texte zur Geschichte der Jüdischen Gemeinde in Berlin und seines Krankenhauses. Viele der Vorübergehenden sprachen die Studierenden auch an, wer sie denn seien und was sie dort aufbauten. Derartige Konversationen boten nicht nur erste Möglichkeiten, vorhandene Sprachkenntnisse auszuprobieren, sondern auch die Gelegenheit, Interessierte durch die Ausstellung zu führen.

Trotz einzelner Sprachbarrieren (wie heißt eigentlich «Wasserwaage» auf Hebräisch oder Englisch?) war die Ausstellung dank der tatkräftigen Unterstützung des technischen Personals des Krankenhauses und so manchem fachmännischen Kommentar des einen oder anderen vorüberschließenden Patienten innerhalb

seiner Besucher auch am nächsten Tag zur Eröffnung der Ausstellung ins Shaare Zedek Krankenhaus, wo der Brandenburgische Landesvater voller Stolz die Arbeit seiner Studierenden begutachtete und deren Bedeutung für die deutsch-israelische Zusammenarbeit betonte. Nach Grußworten der dortigen Krankenhausleitung und



Ministerpräsident Matthias Platzeck mit der Präsidentin der Uni Potsdam, Prof. Sabine Kunst (rechts), bei der Eröffnung in Jerusalem.

kürzester Zeit aufgebaut – doch an eine Pause war noch lange nicht zu denken: Am Vorabend der Ausstellungseröffnung fand ein Symposium in Zusammenarbeit mit der Konrad-Adenauer-Stiftung statt, und auch das musste noch ausstellungstechnisch vorbereitet werden. Das Symposium «Deutsch-jüdisches Erbe – Ausgangspunkt

für deutsch-israelische Kooperationen der Zukunft» am Abend des 25. April 2007 im Konrad Adenauer Konferenz Zentrum, dem Mishkenot Sha'ananim, versprach eine große Zuhörerschaft, da sich viele «Jekkes» aus dem Jerusalemer und Tel Aviver Einzugsgebiet angemeldet hatten, so dass ein Shuttle-Service eingerichtet wurde, um die ehemaligen «Jacketttragenden» deutschen Juden zum Tagungsort zu kutschieren. Um auch dort die Arbeit des MMZ und das Ausstellungsprojekt zu präsentieren, zeigte das Projektteam eine verkleinerte Version der Ausstellung. Aber das Symposium lockte

des Berliner Krankenhauses, sowie denen von Prof. Dr. Julius Schoeps und einer Ansprache von Frau Prof. Dr. Ing. Dr. Sabine Kunst, Präsidentin der Universität Potsdam, eröffnete der Schirmherr Ministerpräsident Matthias Platzeck die Ausstellung. Die Anwesenden konnten sich danach bei Hühnersuppe, Wein und Schokolade in die Geschichte des Jüdischen Krankenhauses in Berlin vertiefen. Unter großem Applaus boten die sechs Potsdamer Studierenden anschließend Führungen an und standen für Fragen zur Verfügung. Viele der Besucher waren beeindruckt von der Ausstellung und der Arbeit des Projektteams und so manch einer klopfte ihnen väterlich auf die Schultern. Der Journalist Ari Rath, einst Chefredakteur und Herausgeber der *Jerusalem Post* bemerkte: «Diese Ausstellung ist mit das Beste, was seit Jahren im Bereich der deutsch-israelischen Zusammenarbeit zu sehen war».

Seit dem 21. Mai ist die Ausstellung in einer kleineren hebräisch-englischen Version in der Tel Aviver Bibliothek Bet Ariela zu sehen. Ab dem 27. Juni steht dann wieder die komplette frei stehende Ausstellung im Foyer des Auditoriums des Rambam Health Care Campus in Haifa für Interessierte bereit und diesmal ergänzt um eine vierte Sprache: Do swidanja und auf Wiedersehen in Haifa!



## Vom Hekdesch zum Hightech

250 Jahre Jüdisches Krankenhaus  
im Spiegel der Geschichte der Juden in Berlin

Elke-Vera Kotowski/Julius H. Schoeps (Hg.)  
*Vom Hekdesch zum Hightech. 250 Jahre Jüdisches Krankenhaus im Spiegel der Geschichte der Juden in Berlin.*  
Verlag für Berlin-Brandenburg, 204 Seiten, zahlreiche s/w-Abb. ISBN 978-3-86650-350-2 € 14,80/ sFr 27,00

# Akademischer Nachwuchs

«Makom» – Nach sechs Jahren Laufzeit wurde der Abschluss des Graduiertenkollegs feierlich zelebriert

Acht Doktorhüte lagen unter dem Rednerpult verborgen, als sich am 12. Mai «Makom. Ort und Orte im Judentum», das erste Graduiertenkollegs für Jüdische Studien in Deutschland, mit einem Fest verabschiedete. Mit dabei waren, neben Eltern, Freunden, Lebens- und Weggefährten, auch einige der «Makombabys». Denn in der sechsjährigen Laufzeit von «Makom» wurden ebenso viele Babys geboren wie Arbeiten abgeschlossen – ein Umstand, der nicht nur dem Sprecher des Graduiertenkollegs, Professor Julius H. Schoeps, ein Schmunzeln entlockte, trugen doch die kleinsten der Nachwuchslernenden wesentlich dazu bei, dass die Veranstaltung in aufgelockerter Atmosphäre statt fand.



Im Mittelpunkt standen an diesem Frühsommerabend jedoch vor allem die Forschungsprojekte, die durch «Makom» unterstützt wurden, und natürlich die Makomler selbst, von denen am Ende der Veranstaltung diejenigen sehr stilvoll ihren Doktorhut aufgesetzt bekamen, die ihre Dissertation bzw. ihre Habilitation bereits abgeschlossen haben. Zuvor wurde noch einmal rekapituliert, wie «Makom» entstand und wie sich über die Jahre das Konzept veränderte, indem überraschende neue Sichtweisen mit neuen Stipendiaten hinzukamen und dies auch die Konstellation von «Makom» stetig bereicherte. Doch auch nach außen hat «Makom» sichtbare Impulse gesetzt: Allein vier internationale Tagungen hat das Kolleg in den letzten Jahren organisiert. Ein so eben erschienener Essayband versammelt 29 Facetten von «Makom», Ende des Jahres 2007 wird mit «Jewish Topographies» ein englischsprachiger Sammelband erscheinen – beide Bücher wurden von den Herausgeberinnen vorgestellt.

Wie zukünftige Forschungsansätze für die Jüdischen Studien aus transatlantischer Perspektive aussehen könnten, skizzierte Professor Jeffrey Peck aus Washington in seinem Festvortrag. Eine von dem Grafiker Till Bröhme animierte Videoinstallation gab derweil auf fünf Leinwänden Einblicke oder genauer: Rückblicke in die in Potsdam erforschten Orte und Räume von Makom. Die sich stetig verändernde Bildsequenzen schufen während eine sinnliche Atmosphäre, die den Gästen wie nebenbei einen visuellen Eindruck der Vielfalt von «Makom» bot: Idyllische Landstriche aus Süddeutschland, die von der nichtjüdischen Bevölkerung pejorative Namen wie «Judenweg» bekamen, wurden ebenso gezeigt, wie Bilder aus dem Mittelmeerraum, zu dem Israel gehört. Historische und aktuelle Aufnahmen aus den vielschichtigen Einwanderungsprozessen in das Gelobte Land blitzten auf, daneben erinnerten Porträts

und Türeingänge an die Berliner Salonkultur der Romantik und wurden die mitunter überraschenden Bauarten der Sukka gezeigt. Diese sorgfältig komponierten Bildcollagen machten auch deutlich, dass die einzelnen Projekte von Potsdam aus Vernetzungen in alle Welt geschaffen haben. Dies geschah nicht allein durch die Wahl der Forschungsthemen, sondern auch durch die zahlreichen Forschungsaufenthalte, die durch «Makom» ermöglicht wurden und die die Kollegiantinnen und Kollegiaten an verschiedene Orte der Welt, u.a. nach Österreich, Frankreich, Israel, Polen, Litauen, die USA führten. Die entstandenen Untersuchungen beinhalten so nicht nur die theoretische Auseinandersetzung mit Orts- und Raumkonzepten, sondern auch die ganz konkrete «Feldarbeit» in Archiven, Bibliotheken, aber auch in Stadtteilen, Straßen und auf Friedhöfen. Im Ergebnis rekonstruierten sich literarische Lebenswelten von Autoren, politische Räume, religiöse Riten und Migrationsbewegungen nicht nur vor den geistigen Augen der Wissenschaftler, sondern auch vor denen der Gäste des Abends. Die Spuren des Forschens sind indes nachhaltiger und lassen sich in den Publikationen von «Makom» und in den vielen Aufsätzen und Dissertationen der Makomler nachvollziehen.

Nun, nach sechs Jahren, beendet das Graduiertenkolleg «Makom», seine Arbeit. Sobald Kinder sechs Jahre sind, werden sie in die Schule geschickt, in den Ernst des Lebens, wie es dann immer heißt. Tatsächlich ist das Betreten der Klassenräume mit dem Eintreten in eine neue Welt und auch mit einer Loslösung von den Eltern verbunden. Ab diesem Zeitpunkt müssen sich die Kinder intellektuell selbständig behaupten und «erforschen», was ihnen liegt.



In diesem Sinne gehen nun auch die Makomler in die Welt. «Makom» hat laufen gelernt. In den nächsten Monaten werden mindestens vier weitere Dissertationen eingereicht, auch kündigten sich schon weitere Kinder an. Sicher ist, dass die Kollegiantinnen und Kollegiaten durch die entstandenen Projektvernetzungen ihre Makom-Positionen in die Welt tragen werden.

Ulrike Schneider/Helen Thein

Diaspora, Grenze, aber auch Kabbala, Öffentlichkeit und Tohuwabohu bilden die Schlagwörter für den vorliegenden Essayband. Allen gemeinsam ist, dass sie in diesem Buch als Ortsbegriffe im Judentum verstanden werden, wobei die Ebenen der Interpretation vielfältig sind. Sie sind bereits im Ausgangswort angelegt, denn das hebräische HaMakom kann schlicht mit «der Ort» übersetzt werden und ist zugleich einer der Namen für Gott. Hieraus ergibt sich die für die einzelnen Betrachtungen leitende Fragestellung: Was ist ein jüdischer



Ort? Dass dies nicht allein topographische Orte, sondern vielfältige Orts- und Raumkonstruktionen sein können, resultiert aus der Geschichte des jüdischen Volkes und seiner 2000jährigen Diaspora. Der vorliegende Band schlägt vor, die Vielfalt von Makom in realen, abstrakten und imaginären Ortsbegriffen zu fassen.

Hervorgegangen aus dem Potsdamer Graduiertenkolleg «Makom. Ort und Orte im Judentum» begegnen die Autorinnen und Autoren dem jüdischen Ortsbegriff aus religions-, kultur- und literaturwissenschaftlichen Perspektiven sowie unter soziologischen, philosophischen oder historischen Fragestellungen.

Überraschend ist dabei zweierlei: Zum einen die bildhafte Definition der einzelnen Begriffe, zum anderen sind es die Schlagwörter, unter denen die Themen behandelt, sowie die unerwarteten Wege, die eingeschlagen werden.

So stellen einige Essays eine umfassende Erläuterung und Klärung der Bedeutung eines Ortsbegriffes dar, andere nehmen dagegen scheinbar vertraute Begriffe auf, um mit ihnen neue Konzepte von realen, abstrakten und imaginären Räumen und Orten zu erproben.

Dieses Buch will ein Impuls sein, sich den unterschiedlichen jüdischen Orts-Landschaften zu nähern.

Die Texte stammen von Kerstin Armbrorst, Franziska Bark, Elliott Bergman, Dorothea Bohnkamp, Julia Brauch, Christina von Braun, Marc André Brinkforth, Michael Brocke, Lydia Fritzlar, Ines Koeltzsch, Anja Kurths, Ruth Leiserowitz, Stefanie Leuenberger, Anna-Dorothea Ludewig, Hannah-Lotte Lund, Jens Neumann, Alexandra Nocke, Anne-Christin Saß, Anne Clara Schenderlein, Johannes Valentin Schwarz, Ines Sonder, Vladek Viehmann, Helga Völkening, Markus Winkler, Thomasz Wozniak und von den Herausgeberinnen.

Michal Kümpfer / Barbara Rösch / Ulrike Schneider / Helen Thein (Hg.)

Makom. Orte und Räume im Judentum. Real. Abstrakt. Imaginär. Essays; Hildesheim: Olms Verlag, 2007. 356 S. mit 30 Abbildungen und Personenregister. Leinen mit Schutzumschlag. ISBN 978-3-487-13401-7. € 32.

# «Gravitationsfeld» NPD

## Rechtsextremismus in Sachsen-Anhalt und Brandenburg

**M**ärz 2007: Es ist Wahlkampf in Sachsen-Anhalt, und die NPD will mitmischen. Wenn die neuen Kommunalparlamente gewählt werden, will die Partei der notorischen Judenfeinde in möglichst viele Kreistage einziehen. Ihr öffentliches Auftreten fordert die Demokratinnen und Demokraten heraus. Das Bürgerbündnis Halberstadt, ein Zusammenschluss, der noch auf die Impulse der Bürgerbewegung von 1989 zurückgeht, beschäftigte sich in einer Sitzung Mitte März mit den Hintergründen rechtsextremer Straftaten und Gewalt im Landkreis. Auf Vermittlung von Jutta Dick von der Moses Mendelssohn Akademie referierten Gideon Botsch und Christoph Kopke vom Forschungsschwerpunkt Antisemitismus- und Rechtsextremismusforschung des MMZ Potsdam bei dieser Gelegenheit über «Die NPD im Kommunalwahlkampf. Strategische Hintergründe und Erfahrungen aus den Wahlkämpfen in Berlin und Mecklenburg-Vorpommern 2006».

Neuere Strategiepapiere der NPD zeigen, wie sich diese in den strukturschwachen Regionen der neuen Bundesländer als «Bewegung der Dagebliebenen» und «Schutzmacht der kleinen Leute» präsentiert. Ein Blick auf die Programmatik belegt indes, dass die Parteinarbeit für («deutsche») Hartz-IV-Empfänger nur Demagogie ist. In ihrem letzten, immer noch gültigen Parteiprogramm von 1996 bekennt sich die NPD erneut zu einem Konzept «nationaler Solidarität», das die gegenwärtigen Standards des Sozialstaats noch deutlich unterbietet. Gerade hinter der Kapitalismus-Kritik der NPD verbirgt sich vor allem ein aggressiver, kaum mehr getarnter Antisemitismus. Der Blick auf die Geschichte der Partei verdeutlicht, dass vieles vermeintlich Neue an der NPD eigentlich gar nicht so neu ist.

Auch das «Vier-Säulen-Konzept», die Strategie, an der sich die NPD orientiert, ist bereits vor etwa zehn Jahren auf den Weg gebracht worden. Der «Kampf um die Parlamente» hat dabei nur instrumentellen Charakter, denn die NPD bleibt erklärmaßen eine anti-parlamentarische Partei, die einen autoritären Staat mit plebiszitären Elementen anstrebt. Eine zweite Säule wird als «Kampf um die Straße» bezeichnet. Teillelement des «Kampfes um die Köpfe» ist die aggressive «Wortergreifungsstrategie», die gerade im Vorfeld der Wahlen zum Berliner Abgeordnetenhaus und den Bezirksverordnetenversammlungen für viel Unruhe gesorgt hat. Dabei gehen NPD-Anhänger – oft unterstützt durch gewaltbereite Neo-Nazis – zu demokratischen Veranstaltungen, die sie zu Foren ihrer Demagogie machen wollen. Verbreitete Arg- und Ahnungslosigkeit bei den Veranstaltern eröffnet ihnen mitunter Spielräume, aber auch die Drohung mit Gewalt steht zumindest latent im Raum. Voraussetzung für die jüngsten Wahlerfolge war die vierte Säule, der «Kampf um den organisierten Willen». Durch Wahlabsprachen mit anderen rechtsextremen Gruppierungen, vor allem der DVU, konnte der Zersplitterung der Wählerstimmen entgegen gewirkt werden. So konnten auch in Sachsen-Anhalt, trotz insgesamt schwacher Zugewinne, rechtsextreme Mandatsträger überall dort in die Kommunalparlamente einziehen, wo sie antraten.

Hohe Bedeutung kommt auch der weitgehenden Integration des neo-nazistischen «Kameradschafts-

spektrums» durch die NPD zu. In Sachsen-Anhalt kooperieren Neonazis und NPD unter dem Dach der Jugendorganisation JN besonders eng. Zu diesem Umfeld zählt aber auch das Netz an Bekleidungs- und Musikläden, Tätowierstudios und Versanddiensten, dem etwa in Halberstadt der «Ragnarök»-Laden zuzurechnen ist. Übergriffe, wie etwa in Wismar während des Mecklenburg-Vorpommerschen Wahlkampfes, belegen erneut, welches Potenzial an Gewalttätigkeit in diesem Teil des Milieus vorgefunden werden kann.

Etwas anders als in Sachsen-Anhalt liegen die Verhältnisse im Land Brandenburg. Die nächsten Wahlen finden erst 2008 statt, und so wird in der Zwischenzeit die Restrukturierung des rechtsextremen Milieus massiv vorangetrieben. Auch hier erweist sich die NPD als «Gravitationsfeld» (so eine Formulierung des Bundesamts für Verfassungsschutz). Ihre Krise haben aber die «Nationaldemokraten» im Flächenland noch ebenso wenig überwunden, wie die Neonazi-Kameradschaften. Deren Schwäche ist nicht nur durch die rigide Repression und Verbotspolitik des Innenministeriums begründet, sondern auch durch ein breites Spektrum zivilgesellschaftlicher Aktivitäten.

Bei der Beobachtung von Organisationen und Aktivitäten von überregionaler Bedeutung im Land fällt indes eine interessante Binnenorientierung auf. So sind auf der «Gefangenenliste» der Hilfsorganisation für nationale Gefangene (HNG) nach wie vor überproportional viele Insassen Brandenburgischer Justizvollzugsanstalten aufgeführt. Eine andere Organisation, das Deutsche Rechtsbüro, hat deutschlandweite und sogar internationale Bedeutung. Es sammelt und dokumentiert Materialien zum Umgang der Justiz mit dem Rechtsextremismus und vermittelt «Szeneanwälte». Seinen Sitz hat es in Birkenwerder bei Oranienburg. In unmittelbarer Nähe wohnen mehrere rechtsextreme Aktivistinnen, die zugleich mit der Heimattreuen Deutschen Jugend (HDJ) in Verbindung stehen, wie die NPD-Bundesvorstandsmitglieder Stella Palau und Jörg Hähnel und der Rechtsanwalt Wolfram Nahrath. Die HDJ selbst hat eine reine Binnenfunktion und übernimmt immer stärker Aufgaben der seit 1994 verbotenen Wiking Jugend, an die Aktivitäten sie auch personell anknüpft und im Stil des Auftretens erinnert. Die Organisation schafft für ihre Mitglieder, deren Familien und Kinder eine sektenartige Parallelwelt, die auf rechtsextremer Gesinnung, Verherrlichung des Nationalsozialismus, Lagerfeuerromantik und paramilitärischen Übungen aufbaut. Ihre älteste regionale Einheit besteht in Berlin-Brandenburg, und ihr zentrales bundesweites Treffen sind die jährlichen «Märkischen Kulturtag». Am Rande einer solchen Veranstaltung wurde im November 2006 in Blankenfelde eine Journalistin bedroht und geschlagen.

Auch die Versammlungen zum «Totengedenken» auf dem Soldatenfriedhof Halbe hatten ursprünglich eine Binnenfunktion; derzeit werden sie durch andere und dezentrale Veranstaltungen ergänzt und ersetzt, wie etwa einen Aufmarsch von bis zu 60 Neonazis in Spremberg Mitte März 2007. Um die Holocaust-Leugner, die mit Horst Mahler in Brandenburg ebenfalls prominent vertreten waren, ist es dagegen etwas stiller geworden. Insgesamt bleibt zu prüfen, ob sich die Region Brandenburg – wohl nicht aus strategischem Kalkül, aber doch

funktional – zu einer Art «Rückzugsraum» für die extreme Rechte entwickelt hat. Unter den Augen der polizeilichen Sondereinheiten und einer wachen Öffentlichkeit kann man vielleicht keine größeren Aufmärsche oder Rechts-Rock-Konzerte durchführen, wohl aber an der Restrukturierung des eigenen Milieus wirken, die Auseinandersetzung mit der Justiz führen und die Verbindung zu den Mördern der Vergangenheit suchen, die man sich als Vorbilder für die Zukunft gewählt hat.

Der Forschungsschwerpunkt Antisemitismus- und Rechtsextremismusforschung am MMZ Potsdam hat sich in der Vergangenheit intensiv mit der Situation in Brandenburg und Sachsen-Anhalt beschäftigt und unter anderem in einer Reihe von Vorlesungen und Vorträgen sowie auf Fortbildungsveranstaltungen und Podiumsdiskussionen darüber berichtet. Dabei geht es sowohl um rechtsextreme Potenziale, als auch um die staatlichen und zivilgesellschaftlichen Gegenstrategien. Eine Verbindung aus Analyse, Dokumentation und Handlungsvorschlägen wird vor allem das Handbuch «Rechtsextremismus in Brandenburg» bieten, das im Sommer 2007 im Verlag für Brandenburg erscheinen wird. *Gideon Botsch/Christoph Kopke*

### Das Handbuch zum Thema



#### Autorinnen und Autoren

Klaus Ahlheim, Gideon Botsch, Hubertus Buchstein, Christian Dornbusch, Benjamin Fischer, Tilo Görl, Heidrun Großmann, Thomas Günter, Helmut Heitmann, Dieter Holtmann, Kristina Hübener, Wolfram Hülsemann, Dominique John, Klaus Kandt, Robin Kendon, Siegfried Kirschen, Heinz Kleger, Andreas Knuth, Ray Kokoschko, Christoph Kopke, Judy Korn, Hans-Hartwig Lau, Stephan Loge, Kerstin Lück, Rita Marx, Angela Mickley, Michael Minkenberg, Bärbel Möller, Günter Morsch, Oskar Niedermayer, Detlef Pieper, Jan Raabe, Erardo Rautenberg, Timo Reinfank, Barbara Rösch, Alfred Roos, Albert Scherr, Gabriele Schlamann, Winfriede Schreiber, Wilfried Schubarth, Christoph Schulze, Horst Seferens, Anna Spangenberg, Silvester Stahl, Toralf Staud, Armin Steil, Richard Stöss, Dietmar Sturzbecher, Werner Treß, Fabian Virchow, Dirk Wilking.

*Julius H. Schoeps/Gideon Botsch/Christoph Kopke/Lars Rensmann (Hg.) Rechtsextremismus in Brandenburg Handbuch für Analyse, Prävention und Intervention, Verlag für Berlin-Brandenburg; ca. 400 Seiten*

*Hardcover, Format: 15,5 x 23,0 cm*

*ISBN 978-3-86650-640-4*

*ca. € 19,80 / sFr 35,20*

*Erscheint im August 2007.*

# Von MMA bis MMZ

## Notizen – Veranstaltungen – Bücher

Im Jahre 2007 wird die 850. Wiederkehr der Gründung der Mark Brandenburg gefeiert.

Deren einstige «Chur- und Hauptstadt» Brandenburg/Havel ist bekannt durch die Geschichte von Fritze Bollmann und durch ihre reizvolle Umgebung, die schon Fontane gepriesen hat. Mit dem Aufkommen der Postkarte gab es bald auch eine Reihe von Motiven, die Brandenburg/Havel und Umgebung zeigen. Aus einem Bestand von mehreren tausend historischen Ansichtskarten hat der Autor für einen Rundgang durch die Stadt und für eine Tour um den Beetzsee etwa 60 Motive ausgewählt. Nebenbei geht er der Familiengeschichte

von Jacob Friedländer nach, dessen Druckerei nahezu alle dieser kolorierten Ansichten produziert hat. Die

Leser des Bändchens werden auf eine kurzweilige Reise durch Brandenburg/Havel und Umgebung mitgenommen – und sie werden inspiriert, sich selbst auf Erkundungstour durch die frühere «Chur- und Hauptstadt» der Mark Brandenburg zu begeben.



*Wolfhard Gerlach*  
«Gruss aus dem Elysium...». Historische Ansichtskarten aus Brandenburg/Havel. Aus dem Nachlass herausgegeben von Irene A. Diekmann und Anke Richter. Verlag für Berlin-Brandenburg ca. 80 Seiten, ca. 60 Farbbildungen Hardcover, Format: 18,5 x 13,0 cm ISBN 978-3-86650-210-9 € 19,80 / sFr 35,20 Erscheint im Juni 2007.

### I M P R E S S U M

#### Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung  
Sebastianstraße 31  
D – 91058 Erlangen  
Telefon: 09131-61800  
Fax: -618011  
kladow@snaflu.de

#### Moses Mendelssohn Zentrum

für europäisch-jüdische Studien  
Am Neuen Markt 8  
D – 14467 Potsdam  
Telefon: 0331-280940  
Fax: 2809450  
moses@mmz.uni-potsdam.de  
www.mmz-potsdam.de

#### Moses Mendelssohn Akademie

PF 1420, 38804 Halberstadt  
Rosenwinkel 18  
D – 38805 Halberstadt  
Telefon: 03941-606710  
Fax: -606713  
mma-halberstadt@t-online.de

#### Redaktion & Layout

Moritz Reininghaus

#### Verlag

Union Aktuell GmbH  
Ludwig-Erhard-Straße 7  
D – 91052 Erlangen

#### Bankverbindung

Dresdner Bank  
BLZ: 160 800 00  
Konto-Nr.: 4200 7575 00

Der aus preußisch-konservativer Familie stammende Artillerieoffizier Richard Hoffmann, Jahrgang 1877, verheiratet mit einer Ururenkelin Moses Mendelssohns, wechselte nach dem Ersten Weltkrieg den Beruf und wurde Landpfarrer. Schon früh schlug sein Herz für den Nationalsozialismus. Mit dem 30. Januar 1933, dem Tag der «Machtergreifung», sah er «eine Gottesstunde» angebrochen: Nach langer Schmach und Not wurde den Deutschen der Führer «geschenkt». Aufgabe der Kirche sei es nun, ihre innere Einheit wieder zu finden und dem Nationalsozialismus das Christentum zu bringen. Solche Bekenntnisse schrieb der fromme Lutheraner 1934 in «Leben aus Führung» nieder.



Herbert Hoffmann-Loss, Enkel von Richard Hoffmann, hat diese Bekenntnisschrift seines Großvaters wiederentdeckt und stellt sie kritisch kommentiert vor. Das Dokument zeigt exemplarisch, weshalb große Teile des konservativ-protestantischen Bürgertums den Nationalsozialismus und selbst die schon offenkundigen nationalsozialistischen Verbrechen in den ersten Jahren des «Dritten Reiches» begrüßten.

#### Herbert Hoffmann-Loss

*Vom Kreuz zum Hakenkreuz. Die Bekenntnisschrift «Leben aus Führung» des Nationalprotestanten Richard Hoffmann*

(Neue Beiträge zur Geistesgeschichte, Band 6)  
Verlag für Berlin-Brandenburg 320 Seiten, 4 s/w-Abbildungen, Broschur, ISBN 978-3-86650-270-3 ca. € 22,80 / sFr 40,30.

Im Mai besuchten die Nachfahren zweier ehemaliger Potsdamer Juden das Moses Mendelssohn Zentrum. Während Eric W. Zielenziger und sein Sohn Michael Potsdam schon mehrere Male besucht hatten, war es für Suzann Goldstein der erste Aufenthalt hier. Suzann ist die Enkelin des letzten Potsdamer Rabbiners Dr. Hermann Schreiber. Er emigrierte 1940 nach 21-jähriger Amtszeit mit seiner Familie nach London. 1949 verstarb er in Amsterdam. Suzann Goldstein brachte viele für uns wertvolle Familienfotos mit. Ein kleiner Spaziergang führte u.a. zum fast unverändert aussehenden Haus der Familie Neumann (ihre Großmutter Charlotte war eine geborene Neumann) in der heutigen Friedrich-Ebert-Straße. Zusammen beschrritten wir den Weg von Rabbiner Dr. Schreiber, den er nahm, wenn er von der Synagoge zu seiner Wohnung in der Schlossstraße ging. Eric Zielenziger ist der Sohn des Journalisten Kurt Zielenziger, der gemeinsam mit Alfred Wiener in Amsterdam das Jewish Central Information Office gegründet hatte. Sein Großvater war der in Potsdam ansässige und hoch angesehene Kaufmann Julius Zielenziger, der u.a. Mitglied der Potsdamer Kaufmannschaft und Schatzmeister der Handelskammer war.



## Beseelter Abschied

Julius H. Schoeps hielt seine Abschiedsvorlesung über Unwägbarkeiten des deutsch-jüdischen Erbes

**D**er kleine Hörsaal 9 am Neuen Palais ist bis auf den letzten Platz besetzt. Jung und alt trifft sich, ehemalige Gründer der Potsdamer Hochschullandschaft und ganz junge Studierende, hier wird Amerikanisch gesprochen, dort Russisch. Schick und geradezu strahlend steht Professor Julius H. Schoeps in der Tür und lädt seine Zuhörer ein, das weiße Hemd lässig offen, die Lesebrille locker um den Hals. Es wird seine letzte Vorlesung an der Universität Potsdam sein, sein Abschied, denn der nun 65-jährige Historiker, der die Jüdischen Studien an der Uni mit begründete, geht in den Ruhestand. Zumindest was seine Lehrtätigkeit an der Uni betrifft, denn als Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien bleibt er Potsdam erhalten.

Wie man ihn kennt, kommt Schoeps ohne lange Umschweife direkt zu seinem Thema: dem deutsch-jüdischen Erbe. Sicherlich eines der schwierigsten Themen der deutschen Nachkriegsgeschichte. Hatten sich die Juden vor der NS-Zeit doch nicht als Juden in Deutschland sondern als deutsche Juden

begriffen. Sie bekannten sich zu ihrer jüdischen Herkunft, sprachen und dachten deutsch und unterschieden sich nicht wesentlich von der übrigen Gesellschaft. Doch das, was heute noch gerne als deutsch-jüdische Symbiose bezeichnet wird, war nach dem organisierten Judenmord der Deutschen unwiderruflich verloren. Nach dem Holocaust wurde die Emanzipation der deutschen Juden von jüdischer Seite dann oft auch als Irrweg bezeichnet, eine Geschichtsepochen, die endgültig vorbei sei. Die pessimistischen Prophezeiungen haben sich allerdings, wie Schoeps sichtlich gerne betont, nicht erfüllt. Tatsächlich ließen sich im Nachkriegsdeutschland wieder Juden nieder, Überlebende der Lager, Remigranten und Gestrandete. Doch waren sie nur noch so etwas wie ein Nachhall des deutschen Judentums der Vorkriegszeit. »Ein

authentisches deutsches Judentum existiert in Deutschland nicht mehr«, stellt Schoeps klar. Dieses Judentum, das sich auf Aufklärer wie Moses Mendelssohn, auf Schriftsteller wie Heinrich Heine und Musiker wie Felix Mendelssohn Bartholdy berief, sei mit der Hitler-Diktatur und der Shoah so gut wie vollständig ausgelöscht worden. Und wenn es heute in Deutschland die weltweit am schnellsten wachsende jüdische Gemeinde gibt, dann besteht sie zum überwiegenden Teil aus osteuropäischen Einwanderern, denen Dostojewski und Gogol näher

jüdischen Verhältnissen. Meist würden deutsche und Juden aneinander vorbei reden, bei den ritualisierten Gedenkveranstaltungen zum Novemberpogrom etwa würden die Juden trauern, während die Deutschen an »Phantomschmerzen« litten.

Ein Verhältnis, das durchaus auch ins Groteske zu kippen neigt. Etwa dann, wenn zahlreiche Studiengänge zum Judentum eröffnet werden, an denen nicht wie vor 1933 Juden sondern vor allem Nichtjuden studieren und lehren. Nicht selten sei hier das Phänomen zu

beobachten, dass man sich zum Judentum bekennt, ja sogar zum jüdischen Glauben übertritt. Als Motivation vermutet Schoeps zumeist ein tief sitzendes Schuldgefühl, den Wunsch etwas gut zu machen. Die Konvertiten würden sich dann oft gesetzestreu gebärden als orthodoxe Juden. Diese Überidentifikation trage zuweilen krankhafte Züge, etwa in dem Fall einer Kölner Studentin, die 1984 ihren nicht-jüdischen Dozenten erschoss. Sie habe es offensichtlich als Konvertierte nicht ertragen, dass ein Christ über das Judentum lehre. Anormal sei das deutsch-

jüdische Verhältnis heute vor allem, weil sich die nichtjüdische Gesellschaft ein geradezu folkloristisches Judenbild irgendwo zwischen jiddischem Fiedler und Kaftan-Juden konstruiert habe.

Um so wichtiger sei es daher, die Reste des deutsch-jüdischen Erbes, des emanzipierten deutschen Judentum der Vorkriegszeit, zu bewahren. »Das hängt sicher auch davon ab, ob die Nichtjuden bereit sind, dieses Erbe anzunehmen«, so Schoeps. Und am Ende bleibt er sich als ewiger Mahner treu. »Manchmal ist es besser, nicht alles zu sagen, was zu sagen wäre.« Es folgen Standing Ovations und ein geradezu beseelter Empfang im Angesicht des sonnigen Neuen Palais'.

Jan Kixmüller  
(Potsdamer Neueste Nachrichten)



Stimmungsvoller Abschluss: Auf einer Terrasse am Neuen Palais ließ Julius H. Schoeps seine Laufbahn an der Universität ausklingen

Foto: Elke-Vera Kotowski

sind als Goethe und Schiller. Dieser östliche Einfluss, so Schoeps, gebe in den Gemeinden nun den Ton an. Ein Problem vor allem für die Alteingesessenen deutschen Juden, die sich nun in der eigenen Synagoge fremd fühlten. Ein neues deutsches Judentum, so Schoeps, werde nun am Horizont sichtbar. Welche Gestalt es haben wird, könne man heute noch nicht sagen. »Fest steht nur, dass es seine geistig-kulturellen Wurzeln nicht in Deutschland sondern in Osteuropa haben wird.«

An der deutschen Nachkriegsgesellschaft gingen, und das ist einer der zentralen Punkte in Schoeps' Analyse, diese Umbrüche weitgehend unbemerkt vorüber. »Oder man wollte sie nicht bemerken«, so der Historiker. Vielmehr sieht er die vergangenen Jahre als Zeichen eines nach wie vor zutiefst gestörten deutsch-

# Abschied aus dem Hörsaal

Interview mit Julius H. Schoeps zu seiner letzten Vorlesung

**F**ast 40 Jahre lang hat Julius H. Schoeps an verschiedenen deutschen Hochschulen gelehrt. Seine letzte Vorlesung an der Universität Potsdam markierte das Ende seiner Laufbahn als Hochschullehrer, doch als ehrenamtlicher Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums für Europäisch-Jüdische Studien hat sich der 65-Jährige noch viel vorgenommen.

Zum Schluss stehende Ovationen und feuchte Augen: Die letzte Vorlesung von Julius Schoeps an der Universität Potsdam ist eine gefühlvolle Angelegenheit. Als Wissenschaftler, Publizist, Museumsleiter und Professor hat Schoeps jahrzehntelang die Debatte über das deutsch-jüdische Verhältnis nach der Shoa mitbestimmt. Am Ende des Sommersemesters muss Julius Schoeps sein stilvolles Büro gegenüber dem Neuen Palais in Potsdam-Sanssouci räumen. »Wehmütig, ganz sicher, ein Lebensabschnitt geht zu Ende. Es ist ein regnerischer Tag, das verstärkt dieses Gefühl. Es ist in gewisser Weise ein Abschied, natürlich.« Dass ihn das deutsche Beamtenrecht in den Ruhestand schickt, das passt dem 65-Jährigen ganze und gar nicht. Eine Verschleuderung von Ressourcen leiste sich das Land, kritisiert Julius Schoeps und verweist auf die USA. »Wenn man weiß, dass hier reihenweise die Kollegen

in die Vereinigten Staaten wechseln, da hat man das Problem offensichtlich nicht.« Julius Schoeps geht nicht in die Vereinigten Staaten, er bleibt sich und seinem Thema treu, als ehrenamtlicher Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums für Europäisch-Jüdische Studien. Im nächsten Jahr erscheint die Edition »Die verbrannten Bücher«. Schoeps legt all die Werke neu auf, die die Nationalsozialisten zerstörten. Für den deutschen Juden eine Herzensangelegenheit. »In gewisser Weise geht es mir ähnlich wie Lea Rosh, die ihr Stelenfeld durchgesetzt hat. Ich möchte mein lebendes Mahnmal, die Bücher in zwei Regalen in 3500 Oberschulen und Gymnasien aufgestellt wissen.« Der Wissenschaft bleibt Schoeps erhalten, die Studierenden werden ihn vermissen. Julius Schoeps ist einer der wenigen Professoren mit Charisma bei uns in Potsdam, sagen sie. »Ich hab ihn nicht nur als Dozenten lieb gewonnen, sondern auch als Menschen.« »Was ihn natürlich auszeichnete, ist sein Machertum, das für mich als Student immer sehr motivierend wirkte.« »Ich bin stolz darauf, ein Teil seines Weges gewesen zu sein, da bin ich sehr

dankbar für.« Fast 40 Jahre lang hat Julius Schoeps an verschiedenen deutschen Hochschulen gelehrt. Mein Ziel war es immer, den jungen Leuten das Schwimmen beizubringen, sagt er rückblickend. »Mir ging es nicht darum, dass die Studenten mir nach dem Mund reden, sondern ich habe mich immer bemüht, den Studenten kritisches Denken beizubringen. Das war mir in meinem



Berufsleben immer sehr wichtig gewesen.« Der Laptop und die Powerpoint-Präsentation fehlen in der Welt des Julius Schoeps. Er setzt auf die freie Rede und muss erkennen, dass das vielen altmodisch erscheint genau wie das Festhalten an den alten Strukturen der deutschen Universität. Das Bachelor- und Master-System nennt Julius Schoeps schlicht »dummes Zeug«. »Es wird Schule. Das was deutsche Universitäten ausgemacht hat, war das selbstbestimmte Denken. Junge Menschen haben selbst ihren Weg gefunden, das können sie mit diesen Strukturen nicht mehr. Ich bedauere das ungeheuer.« Julius Schoeps hat sich mit einem Gedicht von der Universität Potsdam verabschiedet. verfasst von dem deutschen Juden Ernst Levin 1939 im argentinischen Exil. Es könnte von Julius Schoeps selber stammen. »Ihr habt uns beschimpft und bespioniert, verfolgt mit wildem Hass, erniedrigt wie die Hunde, ihr Tröpfe, was macht uns das Beschmutzt habt Ihr Euch selber Wir blieben fleckenlos rein und werden auch in Zukunft die bess'eren Deutschen sein.«

Claudia van Laak (Deutschlandfunk)

# Eine Debatte ohne Ende?

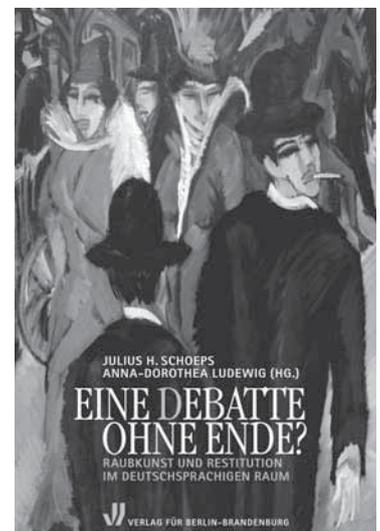
**R**aubkunst: Der Umgang mit Raubkunst wird so heftig diskutiert, wie schon seit den 50er Jahren nicht mehr. Während der Nazi-Zeit geraubte oder im Zweiten Weltkrieges beschlagnahmte Kunstwerke tauchten in unvermutetem Privatbesitz, aber auch in Museen und Galerien des In- und Auslandes wieder auf. Ein Dschungel von Raub-, Enteignungs- und Verkaufsgeschichten tut sich auf, dem Politik und herkömmliche Provenienzforschung noch reichlich hilflos gegenüberstehen. Heikel wird es erst recht, wenn Erbschaften einst verfolgter Familien für Dutzende Millionen Dollar bei Sotheby's oder Christies versteigert werden, aber auch dann, wenn die Rückgabe berühmter Gemälde an die Nachfahren einstiger Eigentümer neue Rechtsspekulationen auslöst. Eine Versachlichung der Debatte scheint bitter nötig.

So gesehen, kommt das jüngst in Berlin vorgestellte Buch »Eine Debatte ohne Ende? Raubkunst und Restitution im deutschsprachigen Raum« gerade recht. Herausgegeben haben es der Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums (MMZ) in Potsdam, Julius H. Schoeps und Anna-Dorothea Ludewig. Sie lassen in dem 300-seitigen Band Wissenschaftler, Museologen, Juristen, Journalisten und Politiker zu Wort kommen, welche das Problem aus interdisziplinärer Sicht reflektieren und teilweise auch rechtspolitische Lösungsvorschläge unterbreiten. Viele Autoren hatten bereits im April in Potsdam an der Konferenz gleichen Namens teilgenommen und die »Washingtoner Erklärung« von 1998 als Ausgangspunkt ihrer Diskurse genommen.

Jene Erklärung hatte den von den Nazis beraubten Kunstsammlern und ihren Nachkommen ausdrücklich das Recht auf Rückgabe oder Entschädigung bescheinigt. Die Teilnehmer der MMZ-Konferenz fordern vor allem mehr Transparenz zur Arbeit der »Beratenden Kommission des Bundes« bezüglich der »Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgutes, insbesondere aus jüdischem Besitz«.

Die Herausgeber empfehlen die Neuerscheinung als ein »Handbuch der Restitutionspraxis«, aber auch als hilfreiche Lektüre für Geisteswissenschaftler, Studenten, Kunstliebhaber und generell politisch und zeithistorisch interessierte Leser.

Olaf Glöckner



# Wir glauben alle an den Einen

Eine Broschüre über den Lebenszyklus in Judentum – Christentum – Islam

Von der Geburt über die Heirat bis hin zum Tod ist das religiöse Leben durch Rituale gekennzeichnet. Brit Mila, Hitan, Taufe, Bar Mizwa, Konfirmation sind Initiationsriten, die die Aufnahme von Kindern und Jugendlichen in die religiöse Gemeinschaft symbolisieren. Das religiöse Jahr im Judentum, Christentum und Islam ist mit einer Vielzahl von Feiertagen durchzogen, die auf Überlieferungen basieren, die häufig einen gemeinsamen Ursprung haben. So fußt das muslimische Opferfest auf der gleichen Geschichte, die auch im Judentum überliefert wird. Abraham/Ibrahim wird von Gott aufgefordert seinen Sohn zu opfern. Als Abraham bzw. Ibrahim das

Die gerade vorgelegte und vom Bundesministerium des Innern unterstützte Broschüre »Wir glauben alle an den Einen (Gott – Adonai – Allah)« präsentiert auf nur wenigen Seiten die wichtigsten Informationen zu den drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam. Menschen unterschiedlicher kultureller und religiöser Hintergründe können sich anhand dieser Broschüre mit den anderen Religionen und Kulturen vertraut machen. Die ausgewählten Informationen, die insbesondere das alltägliche Leben betreffen, bieten eine gute Möglichkeit, die Gemeinsamkeiten der drei Religionen kennen zu lernen und zu verstehen. Durch die Auseinandersetzung



Messer hebt um seinen Sohn zu töten schreit Gott ein, indem er einen Widder sendet und den Vater auffordert diesen statt seines Sohnes zu opfern. Ähnlich verhält es sich auch mit Kultgegenständen wie beispielsweise der muslimischen Gebetskette (Misbaha bzw. Tasbih) und dem katholischen Rosenkranz, der von christlichen Kreuzfahrern aus dem Orient mitgebracht wurde und somit einen islamischen Ursprung hat. Und das in der christlich-orthodoxen Kirche Ostern »Passahfest« genannt wird, geht auf das jüdische Pessach zurück, auch hier ergeben sich zeitliche wie inhaltliche Überschneidungen.

mit anderen Religionen und Kulturen wird der erste Schritt des interkulturellen Lernens geebnet. Denn das Wissen über eine andere Religion oder Kultur bietet auch eine erste Annäherung an diese.

Die Texte sind bewusst einfach gestaltet, so dass junge Menschen, aber auch Menschen mit wenigen Vorkenntnissen die Inhalte leicht erfassen können. Durch die themenbezogenen Zeichnungen soll ein jugendgerechter Zugang geschaffen werden. Ein Glossar im Anhang bietet einen schnellen Überblick über Begriffe in allen drei Religionen.

Elke-Vera Kotowski & Larissa Weber



## Die Stadt gehört uns!



Unter dem Motto »Auf dem Platz! Die Stadt gehört den Demokraten« setzen Theaterleute aus Mitteldeutschland, Laienkünstler und Sportler am 14. September in Halberstadt ein Zeichen gegen Rechtsextremismus. Ein Vierteljahr zuvor hatten rechter Schläger Künstler des Nordharzer Städtebundtheaters überfallen. Theater-Intendant André Bücker erklärte: »Die Rechten nutzen die Fäuste, wir nutzen die Bühne. Wir haben über Sparten Grenzen hinweg Partner gesucht und gefunden. Das Profitheater und der Feuerwehr-Spielmannszug, der lokale Geschichtsverein, das Literaturmuseum und die Moses Mendelssohn Akademie, da tritt ein Netzwerk auf die Straße. Die Zivilgesellschaft besetzt mit Musik, Kultur und Geist Plätze, an denen sonst geschlagen und gepöbelt wird.« »Für uns ist es Ehrensache bei der Aktion dabei zu sein«, sagt Jutta Dick (MMA). »Schließlich ist der 14. September der Tag, an dem die Mitglieder der entstehenden Halberstädter jüdischen Gemeinde Rosch haschanah, das jüdische Neujahrsfest, feiern.«

So fertigten ihre Mitarbeiter Rosch haschanah-Button an und verteilten sie zusammen mit Lebkuchen an Teilnehmer der Platz-Aktion.



Text & Fotos: Uwe Kraus

# Geliebter Feind – oder gehasster Freund?

Das MMZ ehrt Professor Schoeps mit einer internationalen Philosemitismus-Konferenz

Unter dem provokanten Titel »Geliebter Feind – gehasster Freund. Philosemitismus in Geschichte und Gegenwart« veranstaltete das Moses Mendelssohn Zentrum vom 10. bis 13. Juni 2007 unter Leitung von Dr. Irene Diekmann und Dr. Elke-Vera Kotowski eine von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Konferenz im Alten Rathaus in Potsdam.

Ziel dieser lange geplanten Konferenz war, Wissenschaftler aus den unterschiedlichsten Fachgebieten und Bereichen zusammenzubringen, um die verschiedenen Ausprägungen des Philosemitismus auf der Basis des aktuellen Forschungsstandes zu untersuchen.

Philosemitismus bedeutet zunächst »Liebe zu den Semiten«. Im westlichen Kulturraum bezieht er sich allerdings fast ausschließlich auf die Juden und charakterisiert ein positives Verhältnis dem jüdischen Volk, seiner Kultur und Religion gegenüber. Die Geschichte des Philosemitismus offenbart allerdings eine Vielzahl von tradierten Stereotypen und Idealisierungen.

Am Eröffnungsabend ergriff nach der Begrüßung durch die Veranstalterinnen der Tagung I die Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg, Professor Johanna Wanka das Wort, indem sie die Bedeutung der Forschung auf diesem Gebiet hervorhob und die Arbeit des Moses Mendelssohn Zentrums im Rahmen der geisteswissenschaftlichen Einrichtungen in Brandenburg würdigte. An den drei folgenden Tagen widmeten sich in jeweils zwei parallel laufenden Sektionen über 40

Referenten aus Österreich, den Niederlanden, den USA, Israel, Ungarn, Irland und Deutschland sowie eine große Zahl an Zuhörern dem Phänomen Philosemitismus.

Dieses Phänomen lässt sich bis in die Antike zurückverfolgen. Dabei zeigen sich unterschiedliche Ausprägungen, die durch missionarische, humanistische oder utilitaristische Gedanken motiviert sind. Der Begriff »Philosemitismus« wurde im Berliner Antisemitismusstreit Ende des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der »Judenfrage« geprägt. Nach der Shoah lässt sich

Philosemitismus wider, die während der gesamten Konferenz immer wieder in den acht Themenschwerpunkten hervorgehoben wurde. Diese waren: Philosemitismus in der Antike, im Mittelalter und der Frühen Neuzeit; Philosemitismus im Kontext von Religionsphilosophie und Religionskritik; Philosemitismus im Kontext von Aufklärung und Emanzipation; Philosemitismus, Anti-Antisemitismus und Antisemitismus; Philosemitismus in Japan, USA und Ungarn; Philosemitismus nach 1945 im Nachkriegsdeutschland; Philosemitismus in



Julius H. Schoeps einmal als Zuhörer der ihm gewidmeten Konferenz

Fotos (2): Julia Lehmann

besonders in Deutschland eine neue Verwendung des Begriffes feststellen, die eng mit Gefühlen der Schuld und der Wiedergutmachung verknüpft ist und sich unter anderem in der vorbehaltlosen Zustimmung zur Politik Israels und einer emphatischen Begeisterung für eine – vermeintlich – jüdische Kultur äußert.

Das breit gefächerte Themenspektrum von Teilaspekten des Philosemitismus ermöglichte einen umfassenden Einblick in die historische Entwicklung und Bedeutung, sowie landestypischen Ausprägungen.

Den Eröffnungsvortrag hielt Wolfram Kinzig (Bonn), der in seinem Vortrag die Geschichte des Begriffes aus historischer Perspektive rekapitulierte, um nachfolgend die aktuelle Debatte der Jahre 1994 bis 2007 anhand der wichtigsten Forschungspositionen zu skizzieren. Die daran anschließend aufgestellten Thesen, die vom Vortragenden als Anregung für weitere Diskussionen auf der Konferenz als auch darüber hinaus gedacht waren, spiegelten eine Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit des Phänomens

Literatur, Film, Musik und Wissenschaft und schließlich Philosemitismus – Positionen der Kritik. Im Verlaufe der Vorträge wurde immer wieder deutlich, wie vielschichtig der Philosemitismus in seiner historischen Betrachtung ist und dies wurde besonders hinsichtlich seiner inhaltlichen Äquivalenzen deutlich. Konsens bestand darin, dass eine sehr differenzierte Herangehensweise an die Thematik von Nöten sei, um zu vermeiden selbst in Klischees abzurutschen oder die feinen Konnotationen, die dieser Erscheinung innewohnen, zu ignorieren. Auch wenn am Ende der Konferenz keiner der Referentinnen und Referenten mit einem geschlossenen Bild oder nur einer eindeutigen Begriffsbestimmung aufwarten konnte, so ist vielleicht genau dies ihr Verdienst, zu zeigen, dass es sich bei diesem Thema nicht um ein statisches und begrenztes Phänomen handelt.

Wie auf der Konferenz deutlich wurde, bietet die Forschung auf diesem Gebiet unzählige Ansatzpunkte in Politik, Geschichte, Religion und Gesellschaft. Vom Philosemitismus als gesellschaftlichem Phänomen wird in der Zukunft noch viel zu sprechen sein.

Marie-Luise Hamann/Maren Kiray Neumann  
(Studentinnen des Hauptseminars »Geliebter Feind – gehasster Freund. Philosemitismus in Geschichte und Gegenwart«, das im Sommersemester 2007 von Dr. Elke-Vera Kotowski an der Universität Potsdam geleitet wurde)



Zu den Rednern gehörte auch Brandenburgs Wissenschaftsministerin Johanna Wanka

# Jüdisches vermitteln

## Ein Journalisten-Workshop in Halberstadt

**A**m zweiten Septemberwochenende organisierte die Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt in Kooperation mit der Bundeszentrale für politische Bildung die Tagung »Jüdische Geschichte in Geschichte und Gegenwart – Was Journalisten wissen sollten«.

Überraschend groß war die Resonanz auf das Angebot. Journalisten aus drei Ländern folgten der Einladung in die Klaussynagoge im Halberstädter Rosenwinkel, die sich als Stätte der Bildung und des Dialogs über die Landesgrenzen hinaus einen Namen gemacht hat. Die Motive, die die Journalisten nach Halberstadt führten, waren dabei recht vielfältig. Michael Weeke (WAZ) verweist auf die in Bochum präsenste jüdische Gemeinde. »Außerdem habe ich öfter mit jüdischen Zuwanderern zu tun«. Die Printjournalistin und Öffentlichkeitsarbeiterin Eike Küstner arbeitet für den Förderverein Alte und Kleine Synagoge Erfurt e.V. »Unsere Tage der Jüdisch-Israelischen Kultur in Thüringen, die ich mit vorbereitet habe, werfen einen Blick auf die reiche Vielfalt jüdischer Kultur im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne. Zudem planen wir eine Museumsgründung. Dazu finde ich die Erfahrungen der Moses Mendelssohn Akademie mit der Aufarbeitung der Geschichte jüdischen Lebens in Halberstadt interessant.«

Das Seminar bot Grundlageninformationen, einen Gemischwarenladen und Streiflichter zum Thema Judentum und Israel. Allein die Beiträge von Prof. Dr. Julius H. Schoeps zu Fragen der Zuwanderung von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion oder die Ausführungen des bekannten Journalisten Ari Rath wären schon wochenendfüllend gewesen. Einhellig lobten die Journalisten die Möglichkeit, Fragen, die sie schon immer

einem Rabbiner stellen wollten von Rabbiner Daniel Katz aus Duisburg beantwortet bekommen zu haben. Dieser erste Anlauf sei sehr lobenswert, hieß es in Richtung der Veranstalter. Auch um Verkrampfungen bei der Bearbeitung des Themas Judentum und Israel abzubauen. Deutlich artikuliert wurde, dass nun eine Fortsetzung zu spezifischen Fragen wie der jüdische Kultur, Zionismus, Antisemitismus oder zur Zuwanderung folgen sollte. Der israelische Gesandte Ilan Mor, hob hervor, welche Vorreiter-Rolle die Moses Mendelssohn Akademie



Halberstadt mit diesem Wochenendseminar einnehmen würde. Es helfe, in der deutschen Öffentlichkeit ein ausgewogenes Israel-Bild entstehen zu lassen.

Uwe Kraus



Rabbiner Daniel Katz gab einen Einblick ins das große Thema Judentum. Im Mittelpunkt stand dabei die Thorarolle der aus Halberstadt stammenden Familie Nussbaum

Foto: Dana Toschner

## Stiftung übernimmt Studentenwohnheime

**D**ie Moses Mendelssohn Gemeinnützige Stiftungs GmbH, Treuhänder des Stiftungsvermögens der Stiftung Förderkreis Deutscher Studenten, hat die Verwaltung von sechs in den Jahren zwischen 1972 und 1998 errichteter Studentenwohnheime in Erlangen, Nürnberg, Kaiserslautern und Würzburg übernommen.

Die Moses Mendelssohn Stiftung erhält dadurch die Chance, ihre Aktivitäten auf dem Feld Wissenschaft, Bildung und Kultur durch die Bereitstellung studentischen Wohnraumes zu ergänzen. Zielsetzung dieser Aktivität ist es, den Dialog angehender Akademiker untereinander zu fördern.

Die Stiftung wird für eine Anzahl israelischer und palästinensischer Studenten in den Studentenwohnheimen Wohnraum in Form von Teilstipendien zur Verfügung stellen, in der Hoffnung, damit einen Beitrag zur Völkerverständigung zu leisten.

Ludwig-Erhard-Haus, 164 Apartments, Ludwig-Erhard-Straße 5 91054 Erlangen

Konrad-Adenauer-Haus, 32 Apartments, Neue Straße 34, 91052 Erlangen

Martin-Schleyer-Haus, 30 Apartments, Harfenstraße 14a, 91052 Erlangen

Ludwig-Erhard-Haus, 52 Apartments, Meisterleinsplatz 1, 90489 Nürnberg

Lise-Meitner-Haus, 203 Apartments, Kurt-Schumacher-Str. 42, 67663 Kaiserslautern

Adam-Stegerwald-Haus, 336 Apartments, Gneisenaustraße 24, 97974 Würzburg

## Ausstellung in New York eröffnet

Nachdem die Wanderausstellung »Vom Hekdesch zum Hightech. 250 Jahre Jüdisches Krankenhaus Berlin« an drei Orten in Israel (Shaare Zedek Medical Center Jerusalem, Bet Ariela, Tel Aviv und Rambam Health Care Campus, Haifa) gezeigt wurde, eröffnet die Ausstellung am 1. Oktober in der Lobby des Mount Sinai Medical Center New York, 1468 Madison Avenue. Die Ausstellung, die neben der Entwicklung des Krankenhauses auch die Geschichte der Jüdischen Gemeinde in Berlin darstellt, wird um zusätzliche Exponate aus dem Archiv des Leo Baeck Instituts New York ergänzt.

Kooperationspartner: Mount Sinai Medical Center New York, Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in New York, Bundesministerium der Verteidigung, Leo Baeck Institut New York.

Weitere Informationen:  
[www.uni-potsdam.de/db/jkb](http://www.uni-potsdam.de/db/jkb)

## Jüdische Witze und Anekdoten gesucht

Lachen ist in Bibliotheken ja meist unerwünscht. Das stört die arbeitssame Stille. Die Bibliothekarinnen der Bücherei des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien (MMZ) am Neuen Markt sehen das offenbar anders: Karin Bürger und Ursula Wallmeier werden in nächster Zeit öfter lachen. Das gehört nämlich zu ihrem neuen Oral-History-Projekt: Sie suchen jüdische Witze.

Das MMZ bittet darum, ihm Witze zuzusenden – auf deutsch und jiddisch, geschrieben oder wenn möglich auch auf einem Tonträger – CD, DVD oder Kassette, wie es dem Witzeerzähler möglich ist. Oral History ist eine geschichtswissenschaftliche Methode, mit der Historiker die Geschichtsschreibung um die typische Alltagsgeschichte ergänzen wollen. Meist befragen sie dazu Zeitzeugen.

So hoffen die beiden Potsdamer MMZ-Mitarbeiterinnen auf Witze zu stoßen, die »im Umlauf sind, aber noch nie aufgeschrieben wurden«, erklärt Ursula Wallmeier. Hauptsächlich aber wollen sie die Witze vor dem Vergessen bewahren, »sie kategorisieren und für die Nachwelt dokumentieren«. Als Kategorien böten sich dabei die verschiedenen Witz-Themen an. Witze zum »klassischen jüdischen Thema: Geld« etwa oder über die Gojim, die Nichtjuden, aber auch Witze mit antisemitischem Bezug erwartet Wallmeier. Ihre Witzesammlung wollen sie wissenschaftlich analysieren. »Wir werden sie auch mit Witzen aus den 40er Jahren vergleichen, um herauszufinden, ob das, was damals witzig war, heute überhaupt noch verstanden wird«, kündigt die Bibliothekarin an.

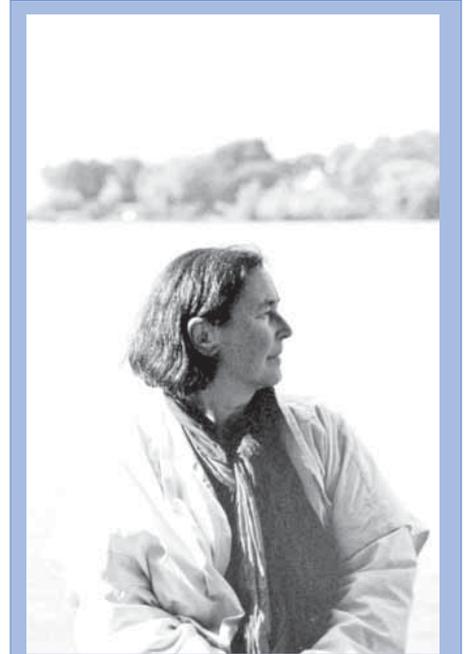
Dass sich heute noch genügend jüdische Witze für ihr Projekt erzählt werden, davon sind Bürger und Wallmeier überzeugt. Sie rechnen mit großer Resonanz. Darum suchen sie auch noch ehrenamtliche Helfer. Bei der Arbeit gebe es dann zumindest etwas zu Lachen. Über Witze wie diesen:

- Richter:
- »Zeuge, Ihr Name!«
  - »Isaac Rabinowics«
  - »Ihr Beruf?«
  - »Kantor in der Synagoge«
  - »Ihre Konfession?«
  - »Dreimal dürfn'S raten, Herr Richter.«

Interessierte wenden sich bitte an das MMZ:  
[biblio@mmz.uni-potsdam.de](mailto:biblio@mmz.uni-potsdam.de)  
(Potsdamer Neueste Nachrichten)

## Rettet die Kinder!

Mehr als 10.000 jüdische Kinder erreichten zwischen 1933 und 1943 das damalige Palästina und entkamen so dem Holocaust. Nach dem 2. Weltkrieg betreute die Jugend-Alijah überlebende Kinder. Hinzu kamen jüdische Kinder aus Nordafrika, dem Irak, Syrien – seit der Staatsgründung Israels 1948 werden Jugendliche aus so genannten Problemfamilien aufgenommen. In den von der UNO ausgezeichneten Kinder- und Jugenddörfern erhalten die Heranwachsenden eine



Am 17. Juli 2007 ist Dr. Simone Barck plötzlich, nach kurzer schwerer Krankheit in Berlin verstorben. Die Literaturwissenschaftlerin, die eine langjährige Mitarbeiterin des Potsdamer Forschungszentrums für Zeitgeschichte war, brachte ihr reichhaltiges Fachwissen in das MMZ - Editionsprojekt »Bibliothek verbrannter Bücher« ein. Simone Barck war mit ihrer außerordentlichen Kenntnis der sozialistischen Literatur und der Literatur des Exils in der Sowjetunion eine unentbehrliche Expertin im wissenschaftlichen Beirat der Edition. Mit ihrem Ideenreichtum, ihrem Humor, ihrem Optimismus und ausgeprägten Teamgeist hat sie das Projekt entscheidend mitgeprägt. Wir werden sie vermissen.

Im Namen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter  
Prof. Dr. Julius H. Schoeps

Ausbildung und ein Zuhause. In den vergangenen 70 Jahren wurden mehr als 350.000 Kinder und Jugendliche aus über 80 Ländern betreut.

Die Ausstellung wurde 2003 anlässlich des 70. Jahrestages der Gründung der Kinder- und Jugend-Alijah vom Jüdischen Museum Frankfurt/Main entwickelt. Sie richtet sich in besonderem Maße an Jugendliche und junge Erwachsene. Überzeitgenössische Zeugnisse, Interviews, einzelne Porträts und Geschichten über Flucht, Verlust und Neuanfang werden Identifikationsmöglichkeiten mit Schicksalen jüdischer Jugendlicher geboten.

Die Moses Mendelssohn Akademie erweitert die bestehende Ausstellung um Quellen und historische Zeitzeugnisse, die in Verbindung zu Halberstadt stehen.

Ausstellungseröffnung fand am 23. September 2007 in der Klausnysynagoge, Rosenwinkel 18 statt. Der Einführungsvortrag wurde von der Ausstellungskuratorin Dr. Susanne Urban, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem gehalten. Anschließend führte Judith Biran aus Tel Aviv als Zeitzeugin durch die Ausstellung. Vom 24. bis zum 28. September 2007 steht Judith Biran für Gespräche mit Schülerinnen und Schülern zur Verfügung.

### I M P R E S S U M

#### Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung  
Sebastianstraße 31  
D – 91058 Erlangen  
Telefon: 09131-61800  
Fax: -618011  
[kladow@snaflu.de](mailto:kladow@snaflu.de)

Moses Mendelssohn Zentrum  
für europäisch-jüdische Studien  
Am Neuen Markt 8  
D – 14467 Potsdam  
Telefon: 0331-280940  
Fax: 2809450  
[moses@mmz.uni-potsdam.de](mailto:moses@mmz.uni-potsdam.de)  
[www.mmz-potsdam.de](http://www.mmz-potsdam.de)

Moses Mendelssohn Akademie  
PF 1420, 38804 Halberstadt  
Rosenwinkel 18  
D – 38805 Halberstadt  
Telefon: 03941-606710  
Fax: -606713  
[mma-halberstadt@t-online.de](mailto:mma-halberstadt@t-online.de)

Redaktion & Layout  
Moritz Reininghaus

Verlag  
Union Aktuell GmbH  
Ludwig-Erhard-Straße 7  
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung  
Dresdner Bank  
BLZ: 160 800 00  
Konto-Nr.: 4200 7575 00

## Die Bedeutung des Bindestrichs

### Moses Mendelssohns Nachfahren zu Besuch in Potsdam

Familientreffen sind für gewöhnlich Feste des Wiedersehens. Ganz anders im Oktober diesen Jahres. Der Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums (MMZ), Prof. Dr. Julius H. Schoeps, hatte die Nachkommen des weit verzweigten Mendelssohnclans zu einem Besuch nach Potsdam eingeladen und kannte von den über zwanzig Gekommenen niemanden. Kein Wunder, denn der Stammbaum, auf den sich die Anwesenden beziehen, umfasst gut 300 Jahre. Moses Mendelssohn (1729–1786), der jüdische Aufklärer, gilt als Urvater. Viele seiner Töchter, Söhne, Enkel und Urenkel, unter ihnen zahlreiche Musiker, Schriftsteller, Bankiers und Industrielle, sind auch heute noch mindestens ebenso berühmt wie er. Erinnert sei nur an die Schriftstellerin Dorothea Schlegel, die älteste Tochter von Moses Mendelssohn, und an zwei seiner Enkel, die Komponistin Fanny Hensel und deren Bruder Felix Mendelssohn Bartholdy sowie an dessen Sohn Paul, den Firmengründer von AGFA. Wenn eine Stadt schon so viele berühmte Kinder in einer Familie

aufzuweisen hat, dann sollte diese auch als solche geehrt werden, dachten sich die Stadtväter von Berlin. Aus Anlass der Restauration der Grabstelen der Familie Joseph Mendelssohn lud der Berliner Senat die repräsentative Familie medienwirksam ein. Mit vierzig Erben wurde gerechnet, knapp 240 kamen. Joseph, der älteste Sohn Moses Mendelssohns, steht für den Zweig der Bankiers in der Familie. 1795 hatte er sich selbständig gemacht und ein Bankhaus gegründet, das ab 1827 »Mendelssohn & Co.« hieß und bis 1939 existierte – bis die Nationalsozialisten die Liquidierung erzwangen. Joseph Mendelssohn ist aber auch, und hier ganz Sohn seines Vaters, 1792 Mitgründer des Vereins »Gesellschaft der Freunde«, der sich für die Verbreitung der Ideale der Aufklärung innerhalb der jüdischen Gemeinde einsetzte. Zusammen mit seiner Frau Henriette, seinem Sohn Alexander und dessen Frau

Marianne liegt er an der östlichen Mauer des jüdischen Friedhofes an der Schönhauser Allee begraben. Mit Hilfe der Jüdischen Gemeinde, der Stiftung Preußische Seehandlung und des Landesdenkmalamtes konnte das Familiengrab restauriert – und in Anwesenheit der zahlreichen Nachfahren neu geweiht werden.

Bevor am 12. Oktober der Präsident des Abgeordnetenhauses von Berlin, Walter Momper, im Berliner Rathaus die Stuhlreihen für den großen Festempfang der

über die Familiengeschichte soviel zur Kulturgeschichte erfahren lässt, sinniert der junge Doktorand.

Der Historiker Julius H. Schoeps hörte schmunzelnd und nachfragend zu. Die Begegnung mit seinen unbekanntenen Verwandten entwickelte sich zu einer unschätzbaren Forschungsquelle. Aus eigener Erfahrung weiß er, dass sich spätestens ab den Enkeln von Moses, dem Philosophen, die Forscher die Haare raufen. Denn Schoeps selbst stammt von Paul ab. Nicht von Paul, dem Sohn von Felix Mendelssohn Bartholdy, sondern von Felix' Bruder Paul. Die beiden Geschwister entschieden sich für einen Bindestrich im Nachnamen als Unterscheidungsmerkmal. Die Familie von Felix, dem Komponisten, schrieb sich ohne, die von Paul, dem Bankier, mit Bindestrich. Den Forschern, deren Aufgabe es auch ist, Geschichte zu tradieren, ist dieses eigentlich geniale Unterscheidungsmerkmal selten aufgefallen. Mal ließen sie es weg, mal setzten sie den Bindestrich, wo er nicht hingehört – und

stifteten so einmal mehr Verwirrung im Mendelssohnschen Stammbaum. Anlässlich des großen Familientreffens hat nun die Berliner Staatsbibliothek, die einen Teilnachlass von Felix Mendelssohn Bartholdy verwaltet, eine CD mit allen genealogischen Verästelungen herausgegeben. 700 Nachfahren finden sich hier verzeichnet. Das MMZ arbeitet derzeit an einem repräsentativen Coffee Table Book, das ansprechend und übersichtlich die Familiengenealogie abbilden wird. Der Besuch in Potsdam galt dann auch dem anderen Erbe, jenseits der Biologie – dem geistigen Erbe. Julius H. Schoeps brauchte über eine Stunde, um all die wissenschaftlichen Projekte zu umreißen, die das Forschungszentrum zurzeit betreut, bevor er seine neu gewonnene Großfamilie zum Essen in ein nahe gelegenes Restaurant einlud.



Kein Familientreffen ohne Gruppenfoto: Die Mendelssohns in Berlin.

Foto: Landesarchiv Berlin / Thomas Platow

Familie aufstocken ließ, sahen sich tags zuvor einige der Nachfahren in Potsdam um. Angereist aus aller Welt, mit Kindern und Lebenspartnern stellten sie sich in der voll besetzten Dachstube des MMZ einander zunächst über die genealogischen Linien vor. Nur die Wenigsten tragen noch den Namen Mendelssohn, sie heißen stattdessen Schenck, Block, von Schwerin, Raine, Wyss, Olsen. Unter ihnen der 82-jährige Kardiologe Thomas Leo aus Florida und der 27-jährige Max Winter aus Basel, der über Hegel promoviert, beide Nachfahren von Fanny, der Komponistin. Wenn im Alltag die Jahrhunderte übergreifende Familiengeschichte auch keine Rolle spielte, so sei so ein Treffen doch ein »schöner Anlass«. »Schön«, weil über die Familienbande einmal nicht am Grab eines so eben Gestorbenen gesprochen wird, sagt der immer noch fließend deutsch sprechende Leo, der 1940 auswandern konnte. »Schön«, weil sich

stifteten so einmal mehr Verwirrung im Mendelssohnschen Stammbaum. Anlässlich des großen Familientreffens hat nun die Berliner Staatsbibliothek, die einen Teilnachlass von Felix Mendelssohn Bartholdy verwaltet, eine CD mit allen genealogischen Verästelungen herausgegeben. 700 Nachfahren finden sich hier verzeichnet. Das MMZ arbeitet derzeit an einem repräsentativen Coffee Table Book, das ansprechend und übersichtlich die Familiengenealogie abbilden wird. Der Besuch in Potsdam galt dann auch dem anderen Erbe, jenseits der Biologie – dem geistigen Erbe. Julius H. Schoeps brauchte über eine Stunde, um all die wissenschaftlichen Projekte zu umreißen, die das Forschungszentrum zurzeit betreut, bevor er seine neu gewonnene Großfamilie zum Essen in ein nahe gelegenes Restaurant einlud.

Lene Zade

# Überwältigende Resonanz

## Das »Handbuch Rechtsextremismus in Brandenburg« wurde mit einer Veranstaltungsreihe vorgestellt

Ende September 2007 erschien im Verlag für Berlin-Brandenburg »Rechtsextremismus in Brandenburg: Handbuch für Analyse, Prävention und Intervention«, erstellt am MMZ und herausgegeben von Julius H. Schoeps, Gideon Botsch, Christoph Kopke und Lars Rensmann. Innenminister Jörg Schönbohm (CDU) steuerte ein Vorwort bei. Schon während der Erstellungsphase, die nur ein knappes Jahr in Anspruch nahm, konnten die Herausgeber die große Resonanz im Land spüren. So kamen über 40 Beiträge zustande. Unter den mehr als 50 Autorinnen und Autoren sind viele, die im Land Brandenburg aktiv sind.

Die Herausgeber waren bereits von der großen Resonanz auf die Pressekonferenz angenehm überrascht und von der positiven Berichterstattung in Rundfunk, Fernsehen und den Printmedien des Landes erfreut. Um auf den

### PRESESTIMMEN

»Kompodium für Demokraten«

*Märkische Allgemeine, 18.09.2007*

»Nobody who wants to preserve and promote a democratic, tolerant society in Brandenburg and in Berlin, in Germany or anywhere in the world can afford to ignore the analyses and warnings in this book.«

*www.mut-gegen-rechte-gewalt.de, 1.10.2007*

»Einmal mehr wird in Erinnerung gerufen, dass Brandenburg im bundesweiten Vergleich ein ‚überdurchschnittliches Potential an rechtsextremen Einstellungen‘ aufweist.«

*Oranienburger Generalanzeiger/Hennigsdorfer Generalanzeiger/Gransee-Zeitung, 19.9.2007*

»Rezepte gegen Rechts«

*Brandenburg aktuell – RBB, 18.9.2007*

»Antwort auf Bedrohung durch Neonazis«

*Berliner Zeitung, 19.9.2007*

»Das Buch versteht sich als Anleitung, wie man mit Rechten umgehen sollte.«

*tageszeitung, 18.9.2007*

»trotz etlicher durchaus kritischer Beiträge etwas sehr staatstragend«

*Neues Deutschland, 19.09.2007*

»Der ... Sammelband stellt einen Komplettabriss des Themas dar: Angefangen bei der grundlegenden Definition ..., Beschreibungen von rechtsextremen Organisationen, Milieus, Aktionen und Symbolen bis zur Auseinandersetzung mit Gewalt und Anregungen zum Umgang mit der NPD ist so ein facettenreiches Werk entstanden, das zum Nachschlagen und Nachlesen einlädt.«

*blick nach rechts, Oktober 2007*

»... eine weitere staatlich finanzierte Hetze gegen die NPD«

*Webseite des NPD-Ortsbereichs Königs Wusterhausen, Meldung vom 1.10.2007*

Band breit aufmerksam zu machen, hatte das MMZ von vornherein im Land Brandenburg mehrere öffentliche Veranstaltungen geplant. Ursprünglich war an etwa vier dezentrale Abendveranstaltungen gedacht. Als Partner konnte das landesweit tätige Aktionsbündnis gegen Gewalt, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit gewonnen werden. Es zeigte sich schnell, dass das Interesse an dem praxisbezogenen Sammelband weit größer ausfiel, als erwartet. Insgesamt kam es zu fast zwanzig Abendveranstaltungen im gesamten Bundesland.

Bereits am 1. Oktober referierte Werner Treß (MMZ) im Vorfeld der Reihe auf Einladung des Bürgermeisters von Königs Wusterhausen, Stefan Ludwig (Die Linke/PDS), über »Strategie und Taktik der NPD und ihres neo-nazistischen Umfelds«. Die NPD mobilisierte eben dieses Umfeld und marschierte vor dem Veranstaltungsort mit etwa 60 Neonazis aus Berlin und Brandenburg auf. Auf Transparenten wurde offen Gewalt angekündigt: »wer ne dicke Lippe riskiert bekommt sie auch«. Davon unbeeindruckt diskutierten rund 60 Bürger lebhaft über eine bevorstehende NPD-Demonstration am folgenden Wochenende. Die klare Abgrenzung gegen diese rechts-extreme Provokation, verbunden mit dem deutlichen Signal, diesen Kräften auf den Veranstaltungen kein Forum zu bieten, führten dazu, dass bei den folgenden Abendterminen zwar einzelne, zum Teil prominente Szeneangehörige anwesend waren, gelegentlich auch versuchten, »das Wort zu ergreifen«, aber nirgends erfolgreich die Diskussion dominieren konnten.

Werner Treß, der eigentlich am MMZ das Projekt »Bibliothek verbrannter Bücher« bearbeitet, war als Referent mit seinem Thema am stärksten nachgefragt. Er eröffnete die Veranstaltungsreihe des Aktionsbündnisses, die mit einem Flyer und Plakaten einheitlich beworben wurde, am 16. Oktober in Eberswalde und wiederholte seinen Vortrag dann im Verlauf des Novembers in Perleberg, Mühlenbeck, Werder und in Teltow. Einiges Interesse hatten Beiträge mit kommunalpolitischem Schwerpunkt: In Frankfurt/Oder sprach Timo Reinfrank über Kinder- und Menschenrechtsorientierung, in Lübben der designierte Landrat in Dahme-Spreewald, Stephan Loge, über den Entzug rechtsextremer Rückzugsräume, Wolfram Hülsemann in Glienicke über Demokratie und Zivilgesellschaft. Daneben wurden vor allem die grundsätzlichen Überblicksbeiträge nachgefragt: Christoph Kopke referierte in Falkensee über Rechtsextremismus in Brandenburg, ein Thema, dem sich auch der Brandenburgische Generalstaatsanwalt Erardo Chr. Rautenberg in Mühlenbeck und in Neuruppin (dort mit Gabriele Schlamann) widmete. »Was ist Rechtsextremismus?« lautete der Vortrag von Gideon Botsch in Spremberg, Lübben und Mahlow. Spezielle Einzelaspekte griffen die Integrationsbeauftragte Karin Weiß und der Koordinator der Opferberatungsstellen Dominique John auf einer Veranstaltung in Potsdam auf, als sie über Flüchtlinge als Opfer rechtsextremer Gewalt sprachen, Fabian Virchow in Strausberg mit einem Referat über Rechtsextremismus und Bundeswehr und Dietmar

Sturzbecher in Fürstenwalde mit einem Vortrag über rechtsextreme Jugendgewalt.

Einen besonderen Stellenwert hatte die Veranstaltung in Cottbus am 13. November, bei der auf Einladung der dortigen Landtagsabgeordneten, Martina Münch (SPD), der Präsident des Verwaltungsgerichts Cottbus, Andreas Knuth, die Leiterin der Brandenburgischen Verfassungsschutzbehörde, Winfriede Schreiber, Gesa Köbberling vom Verein Opferperspektive und Julius H. Schoeps vom Moses Mendelssohn Zentrum vor einem gut besuchten Saal miteinander diskutierten (siehe Foto). Den Abschluss der Reihe bildet eine Podiumsdiskussion zwischen exponierten Vertretern der demokratischen Parteien Brandenburgs im Alten Rathaus Potsdam am 18. Dezember.

Die örtlichen Kooperationspartner der Veranstaltungen waren in der Regel lokale Akteure aus Politik, Verwaltung und Zivilgesellschaft, darunter mehrere Landtagsabgeordnete demokratischer Parteien. Alle Veranstaltungen fielen auf Werktage, waren aber dennoch sehr gut besucht: je nach Ort fanden sich in der Regel zwischen 30 und 80 Teilnehmer zusammen, darunter stets auch Jugendliche,



Auch in Cottbus wurde das Handbuch vorgestellt.

Foto: Michael Helbig

aber auch lokale Entscheidungsträger und engagierte Bürger, Lehrer und Sozialarbeiter, Polizeibeamte und Verwaltungsfachkräfte. Insgesamt haben also schätzungsweise fast 1.000 Personen eine der Veranstaltungen besucht.

Das große Interesse drückt sich auch in den Verkaufszahlen aus: Schon Ende November war die erste Auflage von 1.000 Exemplaren fast vergriffen und eine zweite Auflage wurde in den Druck gegeben. Lokale Medien berichteten wohlwollend, und auch die Reaktionen der Leserinnen und Leser fielen sehr positiv aus. Gerade die engagierten Bürger Brandenburgs freuen sich, dass nun ein Buch greifbar ist, das die rechtsextremen Potenziale im Land nicht verharmlost, sondern Zusammenhänge erklärt, zugleich aber auch Handlungsalternativen und Gegenstrategien aufzeigt und vor allem die jahrelange Arbeit vieler Einzelpersonen, Bündnisse, Initiativen und Netzwerke im Lande würdigt.

Bereits für 2008 ist eine erweiterte Neuauflage geplant. Auch für andere Länder sollen entsprechende Bände erstellt werden, so insbesondere in Trägerschaft der Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt ein Handbuch »Rechtsextremismus in Sachsen-Anhalt«.

*Gideon Botsch und Christoph Kopke*

# Geisteswissenschaft braucht Langstreckenläufer

Die Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte wird 60 - und zieht ins MMZ

**D**as Bundesministerium für Bildung und Forschung hat das Jahr 2007 gemeinsam mit der Initiative »Wissenschaft im Dialog« zum »Jahr der Geisteswissenschaften« erklärt. Eine löbliche Aufwertung jener Disziplinen, die neuerdings gerne »Humanities« genannt werden – so sollte man meinen. Doch »Kultur-Events« und ähnlich plakative Großveranstaltungen können die geduldige Kärnerarbeit des Alltags nicht ersetzen. Um an die sportlichen Vergleiche anzuknüpfen, die im Zeitalter von »bench-marking«, »rankings« und »Exzellenzinitiativen« so gerne bemüht werden: Wissenschaft braucht nicht nur Sprinter, die es zu kurzzeitigen Spitzenleistungen bringen, sondern vor allem Langstreckenläufer, die einen langen Atem beweisen.

Mit einigem Stolz rechnen wir unsere Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte der letzteren Gruppe zu. Sie geht 2008 in ihren 60. Jahrgang und gehört also im Bereich der Geisteswissenschaften eher zu den Zeitschriften mit einer relativ langen Tradition. 1948 wurde sie gegründet durch Hans-Joachim Schoeps, der Ende Januar 2009 hundert Jahre alt geworden wäre, und durch Ernst Benz, dessen 100. Geburtstag sich bereits vergangenes Jahr gejährt hätte, und der vor 30 Jahren verstarb. Zugleich mit dem Jubiläum der ZRGG wird auch die Gesellschaft für Geistesgeschichte (GGG) ihren Jahrestag feiern dürfen: nur zehn Jahre später, 1958, wurde sie von Schoeps und

einigen seiner Kollegen ins Leben gerufen. Wird die GGG das dreifache Jubiläum in der zweiten Jahreshälfte mit einer Konferenz begehen, so wendet sich die ZRGG bereits in der Januar Ausgabe Schoeps und seinen beiden Gründungen zu. Mit-Herausgeber Joachim H. Knoll würdigt die Leistungen des Erlanger Religions- und Geistesgeschichtlers und skizziert die Entwicklung von ZRGG und GGG anhand ausgewählter Episoden ihrer Geschichte. Für Zeitschrift und Gesellschaft war das Jahr 2007 aber auch aus anderen Gründen keineswegs ein »Jahr der Geisteswissenschaften«. Eher brachte es diese beiden geistesgeschichtlichen »Institutionen« – das Wort scheint uns, in aller Bescheidenheit, angebracht – in ernst zu nehmende Schwierigkeiten. Denn einen Mangel an Aufgaben und kreativen, älteren wie jüngeren Fachkollegen können die Geisteswissenschaften – wie die regelmäßig bei der Redaktion eingehenden Manuskripte, Miscellen und zu rezensierenden Publikationen zeigen – gewiss nicht beklagen. Wohl aber fehlt es an hinreichend finanzierten und mit Personal ausgestatteten Strukturen. Dies betrifft

insbesondere auch die akademische Lehre. Vor diesem Hintergrund glaubte sich die Universität Potsdam zu persönlichen Entscheidungen gezwungen, die die Existenz von ZRGG und GGG kurzzeitig zu gefährden schienen. Mit dem laufenden Jubiläumsjahrgang wechselt

## Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte

58. JAHRGANG HEFT 1 2007

ALSO AVAILABLE ONLINE  
[www.brill.nl](http://www.brill.nl)

BRILL  
LEIDEN • ROTTERDAM

die Redaktion in das Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien. Dr. Thomas Gerber, der über zehn Jahre lang die »Seele« der ZRGG war, übergibt die Geschäfte der Redaktion mit der vorliegenden Ausgabe an Dr. Gideon Botsch. Herr Gerber bleibt der Zeitschrift verbunden und wird unter anderem weiterhin das Layout gestalten. An dem in 60 Jahren bewährten Erscheinen der Zeitschrift im Verlag E. J. Brill zu Leiden wird sich, bei allen redaktionellen Wechseln, nichts ändern.

### NEUE ADRESSE DER REDAKTION

*Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte*  
Redaktion

– Dr. Gideon Botsch –  
Moses Mendelssohn Zentrum  
Am Neuen Markt 8  
14467 Potsdam  
Tel.: D-331-280 94-13  
Fax: D-331-280 94-50  
[botsch@uni-potsdam.de](mailto:botsch@uni-potsdam.de)



Ebenfalls unverändert hält die Zeitschrift an ihren hohen wissenschaftlichen Standards fest. Bereits seit Jahren legt die Redaktion eingegangene Manuskripte zwei fachkundigen Referenten zur Begutachtung vor. Wir überschätzen keineswegs die Wirkung derartiger »peer-review«-Verfahren, aber die ZRGG ist als »inter- und »transdisziplinäre« Zeitschrift schon angesichts der großen thematischen Breite ihrer Interessen geradezu zwingend auf externe Fachgutachten angewiesen. Zusätzliche Unterstützung erhält die Redaktion auch weiterhin durch ihren wissenschaftlichen Beirat.

Nach wie vor gilt jene generelle Linie, die Hans-Joachim Schoeps vorgegeben und in der Einleitung zum ersten Heft des ersten Jahrgangs, vor genau 60 Jahren, skizziert hat: »Die »Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte« ... soll wesentliche Arbeiten aus dem Gebiet der Geschichte der Religionen und der allgemeinen Geistesgeschichte veröffentlichen. Als wissenschaftliche Fachzeitschrift wendet sie sich in erster Linie an Theologen, Religionswissenschaftler und Historiker, darüber hinaus an jeden wissenschaftlich Interessierten, der die Geschichte der Menschheit unter religiösen, religionsphilosophischen und auch allgemein-geisteswissenschaftlichen Fragestellungen betrachtet ... Die Zeitschrift will ein Organ derjenigen sein, die sich dem Geiste strenger wissenschaftlicher Arbeit verpflichtet wissen, die unbestechlich aus den Quellen selbst schöpfen und frei von anderen Interessen und Tendenzen die Frage nach der Wahrheit stellen.« In diesem Sinne wünschen wir unserer Zeitschrift für die kommenden 60 Jahrgänge weiterhin viel Erfolg.

Julius H. Schoeps

# Berlin meets New York

## Theorie trifft Praxis – Ein studentisches Projekt ganz anderer Art

Ich hatte das Glück, die Wanderausstellung zur Geschichte des Jüdischen Krankenhauses Berlin in New York mit betreuen zu dürfen. Am 26. September 2007 ging es los von Berlin-Tegel direkt nach Newark – mein erster USA-Aufenthalt. Ich war sehr gespannt, wie mir die »Neue Welt« gefallen würde. Die ersten Tage waren ausgefüllt mit dem Aufbau und den letzten Koordinierungen für die Eröffnung am 1. Oktober, so dass ich außer dem Guest House des Krankenhauses, in dem ich untergebracht war, und der riesigen Lobby des Mount Sinai, die übrigens von dem Architekten I.M. Pei gestaltet wurde, wenig Anderes von New York zu Gesicht bekam.

Das Krankenhaus liegt im Herzen Manhattans am östlichen Rand des Central Parks. Genau dort, wo sich 5th Avenue und 100. Straße treffen, stoßen das wohlhabende Bildungsbürgertum der Upper East Side und die unterprivilegierte hispanoamerikanische Bevölkerung von Spanish Har-

Mitarbeiter des Krankenhauses. Immer wieder sprachen mich Menschen an, die irgendeine Geschichte zum Jüdischen Krankenhaus Berlin erzählen konnten. Entweder war einer ihrer Verwandten oder Bekannten dort als Mitarbeiter tätig oder hatte dort gar die NS-Zeit überlebt. Immer wieder war die Überraschung groß, wenn sie auf den Texttafeln lasen, dass das Krankenhaus bereits über 250 Jahre alt ist und auch während der dunkelsten Zeit der deutschen Geschichte nie geschlossen wurde.

Präsentation einbauen ließen. Die Schüler bearbeiteten im Unterricht gerade das Tagebuch der Anne Frank und hatten kurz zuvor das Bühnenstück des Tagebuchs gesehen. So waren sie mit der Thematik bereits vertraut und hatten jede Menge Fragen. Es war großartig, gerade jungen Schülern die Geschichte des Jüdischen Krankenhauses, die ja unmittelbar auch die Geschichte der Juden in Berlin erzählt, vorzustellen und auf deren Fragen einzugehen.

Neben so vielen neuen Eindrücken, die ich in diesen vier Wochen, in denen ich die Ausstellung in New York betreute, aufnahm, haben mich persönlich am stärksten die Begegnungen mit Zeitzeugen bewegt. Einige ehemalige Schwestern des Jüdischen Krankenhauses leben in New York City und Umgebung. Sie haben sich dort nach dem Krieg wieder gefunden und ein wahres Netzwerk der Kommunikation und gegenseitigen Unterstützung gebildet. Bis heute treffen sich die »girls«, wie sie sich

Schüler der Public School 180 in Brooklyn im Anschluss an meine Präsentation

selbst nennen, regelmäßig und waren natürlich auch zur Eröffnung der Ausstellung in New York dabei. Stellvertretend für die noch lebenden »girls« hat Inge Lefkowitz sehr bewegend von der Arbeit im Berliner Krankenhaus und ihren Erfahrungen während des Zweiten Weltkrieges berichtet. Golly Dowinsky, die in erster Ehe mit Sally Herzberg, einem der Ärzte in Berlin, verheiratet war, kam mit ihrer ganzen Familie. Ihre Berichte vergegenwärtigten mir in unglaublich plastischer Weise das, was ich bisher nur aus der Literatur kannte. Golly erzählte von ihrer Begegnung mit Professor Hermann Strauss, dem damaligen Direktor des Krankenhauses, in Theresienstadt. Viele Ungereimtheiten, die uns bei der Vorbereitung der Ausstellung Kopfschmerzen gemacht hatten, konnte sie auflösen. Alle Namen, Begebenheiten und Jahreszahlen waren ihr noch so vertraut, obwohl sie Jahrzehnte nicht über ihre Erlebnisse sprechen konnte, denn während sie Theresienstadt und Birkenau überlebte, wurde ihr Mann in Auschwitz ermordet. Zusammen mit ihr war ein Freund der Familie mit in die Ausstellung gekommen. Seine Mutter hatte ebenfalls als Krankenschwester in Berlin gearbeitet, und der Kontakt zwischen ihm und der Freundin der Mutter hat sich über die Jahrzehnte – somit also auch mit der zweiten Generation – erhalten.

Nele Thomsen

Die ehemalige Krankenschwester im Jüdischen Krankenhaus Berlin, Golly Dowinsky, bei dem Besuch unserer Ausstellung im Mount Sinai Hospital

lem ganz unmittelbar aufeinander. Die Spannungen zwischen Reich und Arm ist im alltäglichen Leben und ganz besonders im Mount Sinai Hospital als Schnittstelle deutlich spürbar. Sie machen auch einen wichtigen Teil der Arbeit im Krankenhaus aus, das einen exklusiven Flügel für die Superreichen mit eigenem Chefkoch bereithält, sowie Hausbesuche organisiert, um Kranke, die kein Geld für den Klinikaufenthalt haben, auch zuhause zu behandeln.

Schon beim Aufbau der Ausstellung war der Andrang an Schaulustigen riesig, und man spürte das große Interesse sowohl der Patienten als auch der

Es zeigte sich, dass dieser Ausstellungsort besonders großen Anklang finden würde; zur Mittagszeit war die Lobby voll wie eine Bahnhofshalle. Bereits vor der Eröffnung hatte ich schon erste Kontakte geknüpft. So sprach mich eine Lehrerin aus Brooklyn an, deren Sohn im Krankenhaus behandelt wurde und die großes Interesse an der Ausstellung bekundete. Wir haben dann einen Besuch in ihrer Schule vereinbart, um ihrer Klasse die Geschichte des Jüdischen Krankenhauses näher zu bringen. Zu dem Besuch konnte ich nicht nur Plakate der Ausstellung mitbringen, sondern auch unsere Filmdokumentation, die wir vor der Reise extra englisch synchronisiert hatten, ebenso wie die Interviews mit den Zeitzeugen, die sich hervorragend in die

# Eine »riesige Geschichte«

Das American Jewish Committee zu Gast in Halberstadt



**D**ie Journalistin und Fernsehproduzentin Sherry Weinman ist nach dem Stadtrundgang und dem Besuch der Moses Mendelssohn Akademie von Halberstadt begeistert. Sie steht der Vertretung des American Jewish Committees (AJC) in Los Angeles vor und gehört der elfköpfigen Delegation an, die für zehn Tage auf Einladung der Konrad-Adenauer-Stiftung durch Deutschland reist. Das AJC versteht sich als »Beschützer des Wohls und der Sicherheit der Juden in den USA, in Israel und der ganzen Welt« und betrachte »Pluralismus als bestes Mittel gegen Antisemitismus und andere Formen der Engstirnigkeit«.

Das AJC unterhält 32 Büros in den USA und weitere Ländern wie in Deutschland. Eugene DuBow ist ein alter AJC-Hase. Seit 27 Jahren begleitet er die Reisen nach Deutschland und empfängt Gegenbesuche. »Das American Jewish Committee ist eine nicht zu unterschätzende Gruppe. Immerhin haben wir 175000 Mitglieder. Viele vor ihnen erleben Deutschland durch uns das erste Mal.« Sherry Weinman verweist darauf, dass es darum gehe, das heutige Deutschland kennen zu lernen. Hier werden nach ihren Erfahrungen demokratische Werte hochgehalten. Eugene DuBow hebt hervor, wie wichtig der Besuch in der Domstadt war. Er sehe Halberstadt in einer Reihe mit Frankfurt und Berlin. »Es ist eine derartig interessante Geschichte, wo man an vielen Ecken an die lange jüdische Tradition erinnert wird. Ich wünsche der neu entstandenen jüdischen Gemeinde viel Glück.« Weitere hochrangige Delegationsmitglieder aus der amerikanischen Oberklasse hoben die Rolle Halberstadts in den deutsch-amerikanischen Beziehungen hervor. Die Moses Mendelssohn Akademie genieße mit ihrem Education-Programm hohes Ansehen bei den Verantwortlichen von Austauschprogrammen, was auch Norbert

Beckmann-Dierkes von der Konrad-Adenauer-Stiftung dick unterstreicht. Für die Gäste sei es durchaus wichtig, nicht nur das Leben in den Metropolen, sondern auch in eher kleineren Orten kennenzulernen. Sherry Weinman und einige ihrer Begleiterinnen staunen im Berend Lehmann Museum über die vielen Bilder ehemaliger

jüdischer Einwohner. Immer wieder bitten sie Jutta Dick, über Schicksale wie das von Lillyan Rosenberg zu berichten, die nach 70 Jahren aus den Händen von Horst Hesse Bilder und Inventar ihrer Eltern zurückbekam. »Eine riesige Geschichte. Habt Ihr davon in Amerika schon mal was gehört?«, fragt man sich gegenseitig.



**D**er Landesverband jüdischer Gemeinden Sachsen-Anhalt ist Eigentümer der jüdischen Friedhöfe und somit für die Pflege zuständig. Mit den zur Verfügung stehenden Mitteln werden die absolut notwendigen Arbeiten geleistet, aber das Entfernen des Efeus von den Grabsteinen steckt nicht mehr drin. Deshalb begrüßt der Landesverband das Engagement der Schüler der Berufsbildenden Schulen »Geschwister Scholl« des Harzkreises, auf dem Halberstädter Friedhof »Am Berge« sehr und bedankt sich für die hervorragende Arbeit. Die Auszubildenden hatten im vorigen Schuljahr die Moses Mendelssohn Akademie besucht und danach eine Führung zu den jüdischen Friedhöfen Halberstadts mitgemacht. Dabei sahen sie, wie verkrautet das Areal war. Sieben Jungen, die eine Lehre zum Kaufmann im Einzelhandel absolvieren, haben die Pflegearbeiten an mehreren Nachmittagen übernommen. Dabei beseitigten sie Wildwuchs auf und zwischen den Gräbern.

Foto: Uwe Kraus

# Von MMA bis MMZ

## Notizen – Veranstaltungen – Bücher



Kultur am MMZ und in der MMA: Topsy Küppers las in Potsdam und Halberstadt.

**D**ie Wiener Künstlerin Topsy Küppers, bekannt als Sängerin, Tänzerin, Schauspielerin, Regisseurin, Produzentin und Autorin, begeisterte mit einer eindrucksvollen Lesung aus ihrem Buch *Wolf Messing. Hellseher und Magier* am 16. 10. 2007 in Potsdam und am 17.10. 2007 in Halberstadt (Foto) das örtliche Publikum.

### I M P R E S S U M

#### Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung  
Sebastianstraße 31  
D – 91058 Erlangen  
Telefon: 09131-61800  
Fax: -618011  
kladow@snaflu.de

Moses Mendelssohn Zentrum  
für europäisch-jüdische Studien  
Am Neuen Markt 8  
D – 14467 Potsdam  
Telefon: 0331-280940  
Fax: 2809450  
moses@mmz.uni-potsdam.de  
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie  
PF 1420, 38804 Halberstadt  
Rosenwinkel 18  
D – 38805 Halberstadt  
Telefon: 03941-606710  
Fax: -606713  
mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion & Layout  
Moritz Reininghaus

Verlag  
Union Aktuell GmbH  
Ludwig-Erhard-Straße 7  
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung  
Dresdner Bank  
BLZ: 160 800 00  
Konto-Nr.: 4200 7575 00



**D**ie Moses Mendelssohn Medaille wird 2008 an Charlotte Knobloch, Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland, verliehen. 1932 als Tochter des Rechtsanwalts Fritz Neuland in München geboren, überlebte Charlotte Knobloch den Holocaust in einem Versteck bei einer katholischen Bauernfamilie in Franken. Obwohl Charlotte und ihr Mann Samuel Knobloch nach dem Krieg in die USA auswandern wollten, blieben sie in München und engagierten sich in der wieder entstandenen kleinen jüdischen Gemeinde. 1981 wurde Charlotte Knobloch erstmals in den Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde München gewählt, 1984 übernahm sie den Vorsitz, den sie seither innehat. Seit 2006 ist sie darüber hinaus Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland. Die Verleihung findet am 31. Januar 2008 in Jüdischen Gemeindezentrum »Shalom Europa« in Würzburg statt. *Foto: IKG München*

**D**ie Bibliothek des im April 2006 verstorbenen Literaturkritikers, Lektors, Übersetzers und Herausgebers Walter Boehlich kommt nach Potsdam. Im November 2007 unterzeichnete der Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums, Julius H. Schoeps, einen entsprechenden Vertrag mit den Erben.

Walter Boehlich, geboren 1921 in Breslau, war nach dem Studium der Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte zunächst Assistent des Romanisten Ernst Robert Curtius. Von 1956 bis 1968 wurde Boehlich zu einem der einflussreichsten Lektoren im Suhrkamp Verlag, dessen Programm er mit Autoren wie Proust, Beckett und Handke maßgeblich mitprägte. Der von ihm 1965 herausgegebene Band zum Berliner Antisemitismusstreit von 1880 provozierte in der Bundesrepublik eine Debatte über gegenwärtige antisemitische Haltungen. Neben seiner Herausgeber Tätigkeit übersetzte Boehlich literarische Werke aus dem Englischen, Französischen, Spanischen und Dänischen, wofür er mehrfach

ausgezeichnet wurde. Zuletzt erschien 1997 seine Übertragung von Virginia Woolfs »Mrs. Dalloway«. Seine außerordentliche philologische Versiertheit und seine breiten Kenntnisse in Literatur- und Kulturtheorie machten ihn zu einem mitunter gefürchteten Literaturkritiker und streitbaren Intellektuellen. Als Hörfunkautor, Mitarbeiter des Feuilletons der »Zeit« sowie der FAZ und von 1979 bis 2001 als regelmäßiger Kolumnist der

Satirezeitschrift »Titanic« mischte er sich auch immer wieder unüberhörbar in politische Debatten ein.

Seine Bibliothek umfasst mehr als 10.000 Bände zu den Gebieten deutsche Literatur und romanische Literaturen, Literaturwissenschaft und Philosophie. Sie spiegeln Boehlichs Weg von einer konservativen Position zu einem der wichtigsten linksliberalen Literaturkritiker der Nachkriegszeit.

Durch eine Kooperation mit der Stadt- und Landesbibliothek Potsdam (SLB) ist es möglich, die Bestände zusammenhängend aufzustellen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, was dem letzten Willen Walter Boehlichs entspricht. Mit der für das Jahr 2011 geplanten Sanierung der SLB wird die dann erschlossene Bibliothek Walter Boehlichs nutzbar sein.

Bereits 2009 plant das Moses Mendelssohn Zentrum gemeinsam mit dem Institut für Germanistik der Universität Potsdam eine Tagung, die die Facetten des Wirkens Walter Boehlichs in der Bundesrepublik untersuchen soll.

